

Aus der Praxis –
für die Praxis 2018

lassen

zu los

ein

ge

lassen

Inhaltsverzeichnis

Editorial 3 ■

(SICH) EINLASSEN – AUF BIBLICHER GRUNDLAGE

Dr. Peter Böhlemann
„Segne unser Tun und Lassen“ –
biblische Impulse zur Gelassenheit 7 ■

Dr. Steven Croft
Kontemplativ, mitfühlend, mutig –
Die Kirche der Seligpreisungen 10 ■

Prof. Dr. Peter Wick, Stephan Zeipelt
Vom Schätzesammeln und Sorgen 16 ■

GELASSEN – MIT GOTT UNTERWEGS

Prof. Dr. Ralf Stolina
Gebet – Meditation – Anfechtung 21 ■

Prof. Dr. Peter Zimmerling
Martin Luthers Schrift
„Wie man beten soll“ 24 ■

Christoph Nötzel
Was uns stark macht.
Glauben und Resilienz 28 ■

Gisela von Borries-Kegel
Sich als Geistliche/r geistlich be-
gleiten lassen – eine Chance / ein
Geschenk 32 ■

Prof. Dr. Michael Utsch
Aufmerksam sein, loslassen und
vertrauen lernen 36 ■

Gudrun Mawick
„... dir uns lassen ganz und gar“ 40 ■

ZULASSEN – GEMEINSAM GEMEINDE GESTALTEN

Christoph Nötzel
Kein Wandel ohne Regeneration 45 ■

Christhard Ebert
Gemeinsam Gelassenheit in
der Gemeindearbeit einüben 48 ■

Kuno Klinkenborg
Du kannst etwas, was ich nicht kann –
Gabenorientierung entlastet 52 ■

Hans-Hermann Pompe
Vitale Gemeinde 56 ■

Kuno Klinkenborg
Gelassen entscheiden.
Entschieden lassen. 60 ■

Heike Rienermann,
Daniel Hobe, Ingo Nesperke
Gelassenheit im Pfarrberuf:
Eine Frage der Erfahrung? 63 ■

LOSLASSEN – BERUFLICHE HERAUSFORDERUNGEN BEWÄLTIGEN

Christoph Pistorius
Salutogenese aus
landeskirchlicher Sicht 67 ■

Petra Wallmann
Gelassenheit lernen im Pfarrberuf 70 ■

Ingo Nesperke
Gelassenheit und Gesundheit
im Ehrenamt und in
kirchlichen Berufen 74 ■

Matthias Schlegel,
Dorothea Wahle-Beer
„Wir möchten, dass Sie ge-
sund sind und bleiben!“ 76 ■

Jörg Schmidt
Loslassen: Erfahrungen eines
Pfarrers im Sabbatjahr 80 ■

Ernst-Eduard Lambeck
Schwerpunkte finden und
setzen – Tun und Lassen im
pastoralen Alltag 84 ■

Michael Westerhoff
Alles Ding währt
seine Zeit 86 ■

Christine Liedtke
Willkommene Denk-
und Arbeitshilfe 90 ■

aus AmD und gmd

Veranstaltungen 92 ■

Veröffentlichungen 95 ■

Autorenliste 96 ■

Impressum: „Aus der Praxis – für die Praxis“ wird herausgegeben vom Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen (AmD), Olpe 35, 44135 Dortmund und dem Zentrum Gemeinde und Kirchenentwicklung der Evangelischen Kirche im Rheinland, Missionsstraße 9a, 42285 Wuppertal. Redaktion: Andreas Hahn, Kuno Klinkenborg, Ernst-Eduard Lambeck, Ingo Nesperke, Christoph Nötzel. Design: jungepartner.de, Auflage: 6.000 (jährlich); Druck: DOMRÖSE *druckt* GmbH, Hagen. Bildnachweis (sofern nicht anders angegeben): jungepartner (unter Verwendung von iStock-Material): S. 1, 5, 7, 10, 12, 14, 15, 66, 70, 74; iStock: S. 6, 8, 16, 18, 19, 20, 22–24, 27–29, 32, 35, 36, 38, 40, 43, 44, 46–48, 50–56, 58–60, 68, 86–90; amd: S. 9, 15, 19, 23, 27, 31, 34, 35, 39, 42, 47, 51, 55, 59, 62, 65, 69, 73, 75, 79, 83, 85, 89, 91, 92, 94, 95; jungepartner: S. 30, 93; Babara, Walter, Hehlmann 2010: S. 78; Randy Glasberg: S. 79, KK Hamm (26.6.2017): S.77; www.kloster-bursfelde.de: S.93; Stufen des Lebens – EKIR: S. 93, Jörg Schmidt: S. 80–82

Editorial



Pfarrer Ingo Nesperke leitet das Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen (AmD).



Landespfarrer Christoph Nötzel ist stellvertretender Leiter des Zentrum Gemeinde und Kirchenentwicklung der Evangelischen Kirche im Rheinland.

Liebe Leserin, lieber Leser,

was ist „dran“ in der Gemeindegearbeit? Was sind die Themen in der Praxis, mit denen sich die Kolleginnen und Kollegen beschäftigen und zu denen wir Beiträge für die Praxis liefern können? Diese Frage stellen wir uns im Team des AmD und des GmD immer vor der Themenwahl für das nächste Praxisheft.

Dabei stellten wir fest: In der Praxis sowohl der Gemeinden wie unserer Dienste sind stetig neue Themen und Arbeitsfelder hinzugekommen, in denen sie und wir aktiv sind. Ist es da jetzt „dran“, aufzuzeigen, was wir noch alles tun sollten und wie wir die Arbeit intensivieren könnten? Aus der Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen in den Gemeinden und unserer eigener Praxis merkten wir zudem: Wir können gut immer wieder neue Arbeitsfelder erschließen – wir können aber weniger gut Arbeit beenden oder „lassen“. Wir stellten fest: „Lassen lernen“ ist angesagt, für uns und vielleicht auch in den Gemeinden. „Lassen lernen“ in all den Dimensionen, die dieser Wortstamm mit sich bringt: ge-lassen, zu-lassen, weg-lassen, aber auch sich ein-lassen, los-lassen und sich auf Gott und andere verlassen ...



Amt für missionarische Dienste
der Evangelischen Kirche von Westfalen



ZENTRUM GEMEINDE
UND
KIRCHENENTWICKLUNG



■ ■ ■ So haben wir uns auf die Suche gemacht nach Menschen, die zu diesem Thema aus Theorie und Praxis etwas beitragen können. Ihre Beiträge haben wir in vier Themenbereiche gegliedert:

Im ersten Teil wollen wir uns „einlassen“ auf die biblischen Grundlagen für unser Tun und Sein als Kirche: mit biblischen Impulsen zur Gelassenheit, einer Bibelarbeit zum „Schätzesammeln und Sorgen“ und zu einer ökumenischen Perspektive auf die Merkmale einer Kirche im Geiste der Seligpreisungen.

Der zweite Teil befasst sich mit der geistlichen Haltung und den personenbezogenen Aspekten unseres Dienstes. Es geht um die Bedeutung des Gebets, geistliche Begleitung und Achtsamkeit im Umgang mit sich selbst, damit wir „gelassen mit Gott unterwegs“ sein können.

Um wirklich gemeinsam Gemeinde gestalten zu können, müssen wir als Hauptamtliche die Kompetenzen der anderen wahrnehmen und „zulassen“. Methodische Hilfen und praktische Erfahrungen dazu stehen im dritten Teil im Mittelpunkt. Hier kommen auch Aspekte der eigenen Arbeitsorganisation in den Blick.

Gelassenheit im Dienst ist nicht nur eine Frage persönlicher Haltung und Selbstorganisation. Sie wird auch stark beeinflusst von den organisatorischen und institutionellen Rahmenbedingungen in unserer Kirche. Im abschließenden vierten Teil geht es daher unter dem Stichwort „Loslassen“ um die beruflichen Herausforderungen in der Kirche und die Frage, wie Landeskirchen und Kirchenkreise dabei behilflich sein können. Welche Angebote machen unsere Landeskirchen, um Gelassenheit zu lernen (z.B. Kontaktstudium und Sabbatjahr) und welche Erfahrungen wurden damit gesammelt?

Wie können Kirchenkreise sich dem Thema Gesundheits-Management widmen und welche Möglichkeiten gibt es zur Schwerpunktsetzung und Aufgabenplanung im Pfarrdienst (z.B. Terminstunden-Modell)?

Wir hoffen, dass Sie Zeit und Ruhe finden, in diesem Heft zu stöbern und Anregungen und Stärkung für Ihre Praxis zu entdecken. Für unseren gemeinsamen Dienst in der Kirche bitten wir mit dem bekannten Liedvers (EG 163): Gott „segne unser Tun und Lassen“.

Ingo Nesperke und
Christoph Nötzel

Das Redaktionsteam



Andreas
Hahn



Stephan
Zeipelt



Kuno
Klinkenborg



Christoph
Nötzel



Ingo
Nesperke

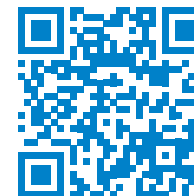


Ernst-Eduard
Lambeck



Weitere Informationen zum Thema „Lassen“ und zusätzliches downloadbares Material zu dem Heft finden Sie unter der folgenden Adresse:

www.amd-westfalen.de/lassen



„Segne unser Tun und Lassen“ – biblische Impulse zur Gelassenheit

Jesus gähnt ... – theologisches No-Go oder Must-Have?

„Jesus nahm die Hand vor den Mund und gähnte ...“ – so sollte der Titel zu einem Buch mit biblischen Mitmachgeschichten lauten, das ich vor etlichen Jahren geschrieben habe. Doch der Verlag ließ das nicht durchgehen. Damit könne man Interessenten abschrecken, die der Meinung wären, so solle man nicht über Jesus sprechen. Wir einigten uns dann auf „Simon und die schöne Anna“. Die Idee des „gähnen-den Jesus“ stammte aus der darin enthaltenen nacherzählten Sturmstillung Jesu (Mk 4,35–41):

Jesus hatte geredet und geredet. Die Menschen waren begeistert und erschöpft. Eigentlich waren alle müde, aber keiner wollte das so recht zugeben. Doch Jesus nahm die Hand vor den Mund und gähnte. Und als er sah, dass die meisten anderen ebenfalls gähnten, schickte er alle nach Hause, indem er in die Ferne zeigte: „Morgen ist auch noch ein Tag – im Reich Gottes!“ Und zu seinen Jüngern sagte er: „Lasst uns mit dem Boot nach Hause segeln, es ist spät. Zeit zum Schlafen!“ Gesagt, getan, Jesus und die Jünger stiegen ins Boot und fuhren los – quer über den See Genezareth. In ein bis zwei Stunden würden sie zuhause sein. Jesus nahm sich ein großes Kissen und machte es sich darauf bequem. Schon bald war er eingenickt...¹

Wenn auch hier erzählerisch etwas überspitzt, so scheint das Motiv des sich ausruhenden Jesus doch durchaus biblisch zu sein. Es sind ja nicht nur das auffällige Kissen bei der Sturmstillung und die Polster beim Abendmahl (Mk 4,38b; 14,15), sondern mehrfach wird uns in den

Evangelien berichtet, dass Jesus sich vor wichtigen Entscheidungen Zeit nimmt und Ruhe sucht, um betend in Kontakt zu seinem Vater zu kommen: 40 Tage in der Wüste vor der ersten öffentlichen Verkündigung des Evangeliums (Mk 1,12f.), eine ganze Nacht lang vor der Berufung der Jünger (Mk 1,35; Lk 6,12), einsame Gebete vor seinen Leidensankündigungen und dem Weg nach Jerusalem (Lk 9,18) und schließlich die durchbetete Nacht in Gethsemane vor seiner Kreuzigung (Mk 14,32–42).

Vielleicht mutet das Wort *Gelassenheit* für das Verhalten Jesu auch seltsam an, erscheint er uns doch manchmal alles andere als gelassen, etwa bei der „Verfluchung des Feigenbaums“, der „Tempelaustreibung“ (Mk 11,12–20 par.) oder seiner Warnung vor den Pharisäern (Mk 8,10–15 par.).

Und gerade die Situationen, in denen Jesus sich scheinbar gelassen zurückzieht, alleine sein will oder einfach nur schweigt und mit den Fingern im Sand malt, lassen schon damals sein Umfeld eher ziemlich ungelassen werden.

Jesus chillt auf einem weichen Kissen

Für diese innere Haltung Jesu, ruhig bei sich selbst zu sein und gleichzeitig sich ganz Gott zu überlassen, gibt es in der Bibel kein bestimmtes Wort. Die deutsche Gelassenheit ist wahrscheinlich eine Wortschöpfung von Meister Eckhart, mit der er eine Haltung beschreibt, in die der Mensch sich ein ganzes Leben lang einüben sollte: Die Welt und sich selbst nicht so wichtig zu nehmen und vertrauensvoll Gott zu überlassen. Bei Meister Eckhart klingt das so:

*Nimm Dich selber wahr und
wo du dich findest, da lass
dich. Und : Man kann Gott
nicht besser finden als dort,
wo man ihn lässt.²*

Eine solche Haltung hat viel mit gesunder Selbsterkenntnis und echter Frömmigkeit zu tun. Ich bin ehrlich zu mir selbst, stehe zu meinen Bedürfnissen und Ängsten, weiß, was ich will, und versuche dennoch, mich Gottes Willen wenigstens anzunähern.

¹ Peter Böhlemann, Simon und die schöne Anna, Mitmach- und Mutmachgeschichten aus der Bibel, Stuttgart 2002, S. 31.

² Nikolaus Largier (Hrsg.), Meister Eckhart, Werke II, Frankfurt am Main 1993 (BdM, Bd. 21), S. 340 u. 366.



Eine Haltung, um die Jesus in Gethsemane unter Schweiß und Tränen kämpft: *Vater, nimm diesen Kelch von mir; doch nicht, was ich will, sondern was du willst!* (Mk 14,36)

So ganz weich scheint das Kissen einer biblisch begründeten Gelassenheit nicht zu sein. Und so ganz leicht scheint es auch nicht zu sein, die Welt und sich selbst wirklich Gott zu überlassen. Natürlich sind Nachfolge und Demut hohe christliche Tugenden, aber schon der Gedanke an dieses „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ löst in uns Druck aus. Jesus scheint das zu kennen, wenn er gerade in dieser Gethsemane-Szene seinen Jüngern erklärt: *Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.* (Mk 14,38b) Nachfolge Jesu ist nicht einfach nur „chillig“. So mancher Kampf gegen den inneren Schweinehund will durchgefochten sein. Aber erinnern wir uns an das, was Jesus zu diesem Druck sagt: *Mein Joch ist sanft und*



Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.

© Reinhold Niebuhr (1892 – 1972), US-amerikanischer Theologe, Philosoph und Politikwissenschaftler

meine Last ist leicht. (Mt 11,30) Und: *Das Reich Gottes gleicht einem Mann, der säte und schlief ...* (vgl. Mk 4,26-29).

Das heißt doch: Die wirklich wichtigen Veränderungen, die etwas mit dem Reich Gottes zu tun haben, geschehen ohne unser Zutun. Gott selbst sorgt dafür, dass der ausgestreute Same Frucht bringt und dass seine Herrschaft wächst. Es ist also letztlich weder von unserer Kraft noch von unseren Ressourcen abhängig, wie sein Reich unter uns wächst. Wir müssen entscheiden, ob wir links oder rechts säen und wie viel Zeit wir uns dafür nehmen, aber wir lassen den Samen nicht

wachsen! Wenn wir unsere Arbeit tun und das, was Gott uns gegeben hat, für ihn einsetzen, dann reicht das. Und wenn wir etwas nicht schaffen, es uns zu viel wird und wir mehr Ruhe brauchen, dann haben wir Jesus selbst auf unserer Seite, der schlafend mit uns in einem Boot ist und selbst dem Wind und dem Wasser Ruhe gebietet (Mk 4,35-41).

Gott macht Pause¹

Die Gelassenheit, die wir bei Jesus lernen können, ist also einerseits eine lebenslange Aufgabe und bleibt ein ständiger Lernprozess der Selbst-erkenntnis und des Einschwingens in den Willen Gottes. Dies ist aber nur die eine Seite. Die andere Seite ist ein herzliches Geschenk und echte Gnade: *Denn wer in seine Ruhe eingegangen ist, der ruht auch von seinen Werken so wie Gott von den seinen.* (Hebr 4,10) Gott krönt sein schöpferisches Tun nicht durch die Erschaffung des Menschen, sondern durch die Erfindung des Ruhetags (Gen 2,2f.). Der erste Tag der Menschen ist der Ruhetag. Sie müssen sich die Ruhe nicht verdienen, sondern dürfen erst einmal ruhen und Kraft tanken, um dann auch zu arbeiten. Gott tut erst und ruht dann, das sollte uns doch gelassen stimmen.

¹ Die folgenden Gedanken zum Sabbat als Tag der Gelassenheit verdanke ich meinem Freund Prof. Dr. Michael Herbst und unserer gemeinsamen Arbeit in der Weiterbildung „Spirituelles Gemeindemanagement“.

Der Sabbat dient dem Menschen zur Ruhe und Erinnerung an seine Befreiung. Diesen Tag zu heiligen, gebietet das längste der zehn Gebote. Die verschiedenen Versionen dieses Gebotes begründen die Sabbatruhe einmal mit der Erinnerung an die Befreiung aus der Gefangenschaft (Dtn 5,15) und einmal mit dem Ruhen Gottes selbst (Ex 20,8-11). „Sabbat“ (שַׁבָּת) bedeutet und meint nichts außer dem schlichten „Aufhören, Ablassen“. Den Sabbat heiligt, wer nicht arbeitet.² Gelassenheit ist also das rechte Sonntagskleid. Wir leben von dem, was Gott schenkt, und nicht von dem, was wir verdienen.

Gelassener Umgang mit Störungen

Bei der Aufzählung in der berühmten Meditation des Predigers Kohelet über die Zeit (Pred 3,1-9) handelt es sich nicht um Termine, die wir haben, oder um Entscheidungen, die wir fällen, sondern um Zumutungen und Gelegenheiten, die wir aber ergreifen und annehmen sollen, wenn sie uns zufallen: *geboren werden und sterben, abrechen und bauen, behalten und wegwerfen.* Das heißt doch: Wenn Arbeiten, Feiern und Ruhen den Rhythmus dieser Zeit bestimmen, lassen sich auch in Störungen gelegentlich Gottes Fingerzeige erkennen und annehmen.

Eine besonders interessante Störung für die Frage der rechten Gelassenheit ist die Geschichte von dem, der unter die Räuber fiel (Lk 10,30-35). Priester und Levit folgten ihrem *Chronos*, ihrem Terminkalender, ihrer Dienstanweisung, die ihnen scheinbar keine Freiheit lässt, der Samariter folgt dem *Kairos*. Die Störung

² Hans-Walter Wolff, Anthropologie des Alten Testaments, München ³1977, S. 127-230.



des Menschen, der unter die Räuber fällt, sich dabei aber dummerweise nicht an unsere Terminkalender bindet, ist der Testfall für unsere innere Gelassenheit gegenüber uns selbst, Gott und unserem Nächsten. Und damit dieses Gleichnis vom Samariter nicht aktionistisch missverstanden wird, lässt der geniale Theologe Lukas gleich noch die Episode im Haus von Maria und Martha folgen, in der Jesus das gelassene Hören und nicht das eifrige Tun lobt (Lk 10,38-42).

Den Weg der Gelassenheit gehen

Was heißt das aber nun für uns heute? Wie können wir als Christen und Kirche Christi in einer Welt gelassen bleiben, die sich durch hektische Betriebsamkeit, Unfrieden und Erbarmungslosigkeit auszeichnet? Und wie lässt sich Gelassenheit von träger Faulheit und kalter Teilnahmslosigkeit unterscheiden? Im 14. Jahrhundert, also der Zeit des oben erwähnten Meister Eckhardt, entstanden in Mitteleuropa zum ersten Mal eigentümliche Christusdarstellungen, die sogenannten Herrgottsruhebilder mit dem Motiv „Christus in der Rast“. Es gibt sie als Skulpturen aus Stein oder Holz, jedoch nicht als Gemälde. Sie zeigen einen meist auf einem Stein hockenden ziemlich entspannten Christus, der zwar noch die Dornenkrone als Zeichen seines Leidens trägt, aber dennoch Ruhe ausstrahlt. Die Deutungen dieses Motivs sind in der Kunstgeschichte unterschiedlich. Einerseits ist Chris-

tus deutlich erkennbar als der, der in den Willen seines Vaters eingewilligt hat und den Weg des Leidens gegangen ist (Dornenkrone). Andererseits wirkt er wie jemand, der angesichts von aufgeregten Schuldzuweisungen und dramatischer Lage dennoch entspannt mit den Fingern im Sand malt und erst auf wiederholtes Nachfragen reagiert: *Als sie ihn nun beharrlich so fragten, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Und er bückte sich wieder und schrieb auf die Erde.* (Joh 8,7f.)

Vielleicht ist das ja ein möglicher Weg zu mehr Gelassenheit: kein schnelles Be- und Verurteilen von Menschen, keine leichtfertige Abhängigkeit von Zahlen, Daten und Fakten in der Kirche, keine gnadenlose Ahndung von Fehlern und Schuld, aber auch kein Verdrängen; stattdessen Erbarmen und Freiheit und Mut zu einer Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Gott lässt mich so sein, wie ich bin. Und wer ich wahrhaftig bin, entdecke ich, wenn ich mich von ihm berühren lasse. Anders formuliert: Wenn ich es schaffe, mich selbst los zu lassen und alles, was mich fesselt und bindet, Christus zu überlassen, befreit er mich davon und gibt mir neuen Halt und ... Gelassenheit!

Auch dieser Weg erscheint heute schwierig zu finden und fast unmöglich zu gehen. Vielleicht reicht es aber auch, gelassen dem zu vertrauen, der von sich gesagt hat: *Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.* (Joh 14,6)



Dr. Peter Böhlmann

Kontemplativ, mitfühlend, mutig – Die Kirche der Seligpreisungen

Vortrag von Bischof Dr. Steven Croft auf dem missionarischen Gemeindekongress "Dynamissio", 23.–25. März 2017, Berlin



kontemplativ – mitfühlend – mutig

Im Laufe meiner Zeit als Geistlicher hatte ich das große Glück, dreizehn Jahre als Pfarrer in ländlichen Gemeinden tätig sein zu dürfen. Anschließend war ich dreizehn Jahre lang Vorsteher eines Colleges und erster Gruppenleiter bei Fresh Expressions in Großbritannien und durfte in beiden Funktionen andere bei ihrer geistlichen Arbeit unterstützen. Vor acht Jahren wurde ich dann Bischof von Sheffield, und im vergangenen Jahr folgte die Berufung in die viel größere Diözese von Oxford – eine große Aufgabe, in die ich immer noch jeden Tag ein Stück mehr hineinwachse. In jeder dieser Funktionen musste ich mich mit den Fragen nach Veränderung, nach Visionen und nach dem Auftrag Gottes auseinandersetzen.

Was will Gott uns als Kirche sagen? Welche Art von Kirche sollen wir sein? Was sollen wir gemeinsam tun?

Viele der Worte, die wir normalerweise verwenden, um unsere Vision von Kirche zu beschreiben, sind nur mehr bedeutungslose Floskeln.

Wie also sollen wir weitermachen? Was ist Gottes Sendungsauftrag für uns? Sollen wir weitermachen wie bisher? Ich hoffe doch nicht. Diese Tage müssen etwas bewirken, sie müssen uns verändern.

Ich möchte Ihnen drei Worte als Denkanstöße mitgeben. Drei Worte, die beschreiben sollen, welche Art von Kirche wir sein sollten. Es sind diese drei Worte, mit denen wir uns auch in meiner Diözese derzeit intensiv beschäftigen, und ich hoffe, sie werden auch Ihr Leben neu inspirieren. Ich bin der Überzeugung, dass Gott uns dazu aufruft, eine Kirche zu sein,

- die kontemplativ (contemplative)
- mitfühlend (compassionate)
- und mutig (courageous) ist.

Sie fragen, warum ich das glaube? Ich erzähle es Ihnen gerne:

Vor etwa zehn Jahren erhielt ich einen Telefonanruf. Ich habe inzwischen einige Telefonanrufe erhalten, aber dieser war besonders. Ich war zu diesem Zeitpunkt seit vier Jahren Leiter bei Fresh Expressions in Großbritannien.

Der Anruf kam aus einer englischen Diözese. Dort plante man eine Konferenz und bat mich, bei dieser Konferenz als Redner aufzutreten. Allerdings sagte man mir, man wolle nicht meinen üblichen „Fresh Expressions“-Vortrag hören.

Also fragte ich, worüber ich denn sprechen solle, und erhielt als Antwort, man wolle etwas über meine Visionen für die Church of England für die nächsten 25 Jahre hören. Darüber, welche Art von Kirche ich mir für die Zukunft vorstelle, was mich bewege und antreibe, welche Visionen ich für die Kirche habe.

Ich weiß nicht, was Sie darauf geantwortet hätten. Meine erste Reaktion war: Was für eine interessante Fragestellung! Dann habe ich Gott dafür gedankt, dass man mich mehrere Monate im Voraus kontaktiert hatte, denn ich brauchte Zeit nachzudenken und zu beten.

In den vergangenen Jahren wurden in Großbritannien, aber auch in Deutschland unsere althergebrachten Vorstellungen vom Auftrag Gottes infrage gestellt und neue Ideen in die Diskussion eingebracht, sowohl in theologischer als auch in praktischer Hinsicht.

Solche Überlegungen zu unserem Auftrag führen unweigerlich zur tiefgreifenden Frage über die Kirche an sich. Welche Art von Kirche sind wir aufgerufen zu bauen und zu sein? Auf welche Weise muss sich die Kirche dem Auftrag Gottes anpassen? Und wie muss unsere Mission unsere Ekklesiologie formen?

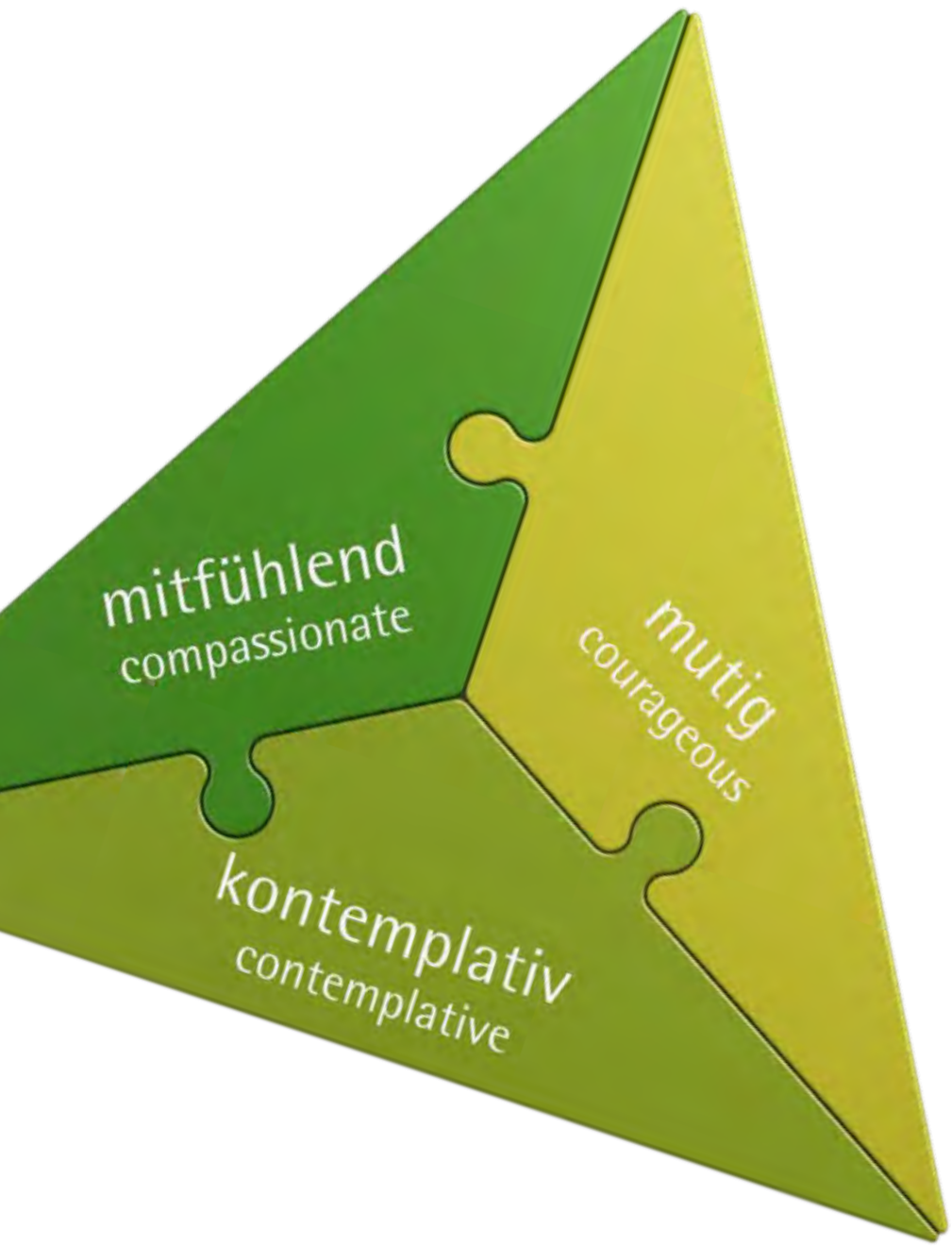
Was waren meine Visionen für die Kirche? Ich habe darüber nachgedacht, viel dazu gelesen, gebetet und wieder nachgedacht. Am Ende war die Antwort, die ich fand, ganz einfach. Sie ist in den sieben Jahren, in denen ich Bischof von Sheffield war, dieselbe geblieben und dient mir auch jetzt, in meinen ersten Monaten als Bischof von Oxford, als Leitbild.

Ich habe mich sehr schnell von der Vorstellung verabschiedet, meine Vision sei allein die von einer wachsenden Kirche, einer Kirche, die gut darin wäre, neue Anhänger zu rekrutieren. Ich teile diese Vision durchaus, aber das scheint mir nicht genug. Ebenso war es mit der Vorstellung von einer Kirche, die die Welt verändert. Das ist sicher ganz gut, aber nicht gut genug. Und auch die Vorstellung von einer Art Gemischtwarenkirche, in der viele verschiedene Ausdrucksformen von Kirche in Liebe verbunden existieren, habe ich verworfen.

Da fehlte noch etwas. Der Schlüssel bestand schließlich darin, zu einer ganz einfachen Idee zurückzukehren, die in den Evangelien und im gesamten Neuen Testament bereits vorhanden war.

■ ■ ■ Für mich ist es eine ganz einfache Sache – aber ich habe das auch nicht herausgefunden, ohne mich vorher durch ein großes Wirrwarr zu kämpfen.

Welche Art von Kirche sollen wir in unserer Generation sein? Lokal, regional und national?



Eine Kirche, die Christus ähnlich ist
Wir sind dazu aufgerufen, eine Kirche zu sein, die Christus ähnlich ist, die aussieht wie Jesus. Wir sollen sein wie er und uns seinen Charakter zum Vorbild nehmen.
Was bedeutet es aber, eine Kirche zu sein, die Christus ähnlich ist? Es gibt in der Heiligen Schrift viele Stellen, an denen man Antworten auf diese Frage finden könnte.
Ich selbst bin immer wieder zu den Seligpreisungen im Matthäus-Evangelium zurückgekehrt. Matthäus wollte, dass wir diesen kurzen Text sehr ernst nehmen. Er unterteilt die Aussagen Jesu in fünf Abschnitte seiner Lehre. Der erste und wichtigste davon ist die Bergpredigt. An den Anfang der Bergpredigt setzt der Apostel acht Aussagen Christi, die alle mit dem Wort „Selig“ beginnen. Hierbei handelt es sich in erster Linie um Worte der Bestätigung, nicht der Kritik. Jesus versucht damit, die Kirche dadurch zu formen, dass er erst deutlich macht, was gut ist, bevor er darauf hinweist, was schlecht ist. Außerdem sind es Worte der Freude und Hoffnung. Acht Mal hören wir das Wort „selig“: froh und glücklich. Acht Mal hören wir ein Versprechen der Hoffnung.
Wir sollten uns hier bewusst machen, dass Christus diese Worte nicht an die Welt richtet, sondern an die Kirche, an die Jünger, die sich ihm angeschlossen hatten und die er jetzt aussendet. Jesus bestätigt in diesen Jüngern, in seiner Kirche, diese acht Eigenschaften.
Außerdem sollten wir immer wieder daran denken, dass die Seligpreisungen an die Kirche als Ganzes gerichtet sind, nicht an den einzelnen Jünger. Alle zusammengenommen beschreiben sie den Charakter Christi. Kein Einzelner könnte so sein, doch gemeinsam als Kirche können wir

uns diesem Ideal annähern und diese Werte verkörpern.
Dazu sind wir aufgerufen, ausgesandt vom Heiligen Geist. Das ist die Art von Kirche, die wir bauen und verkörpern sollen: eine Kirche, die Christus ähnlich ist. Und so wollen wir nun die Seligpreisungen gemeinsam lesen und diese Vision neu beleben.

Die Seligpreisungen
Selig die Armen im Geiste. Selig ist die Kirche, die erkennt, dass sie Gott braucht, die Gott in Gebet und Verehrung sucht, in den Tiefen und dem Rhythmus des Lebens; eine Kirche, die Christus nachfolgt und die tief in der Erfahrung der göttlichen Liebe ruht und verweilt. Allzu leicht schließen wir Gott aus unseren Erwägungen, unserem Alltag und Plänen aus. Selig, die arm sind im Geiste.
Selig die Trauernden. Dieser Ausspruch richtet sich nicht nur an jene, die jemanden verloren haben, sondern an die gesamte Gemeinschaft. Selig sind jene, die angesichts des Leids in der Welt trauern. Selig ist die Kirche, die ihr Herz öffnet für das Leiden der Einsamen und Unterdrückten, der Flüchtlinge und der Fremden.
Selig die Gewaltlosen. Wir sollen uns durch Zurückhaltung und Bescheidenheit hervortun, indem wir einander den Vortritt einräumen – ganz sicher entscheidende Eigenschaften für unsere ökumenischen Beziehungen.
Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, die nach Gerechtigkeit streben, die sich auf die Seite der Armen stellen, die das tiefe Bedürfnis haben, einen gerechten Ausgleich zu schaffen.
Selig die Barmherzigen. Selig ist die Kirche, bei denen Menschen zuerst die Liebe und Barmherzigkeit spüren, die von ihr ausgeht, egal, wo und wie sie zu ihr gelangen. Barmherzigkeit, die in Worten ebenso zu spüren ist wie in den Werken.
Selig, die reinen Herzens sind. Selig sind jene, die nach Heiligkeit und vollständiger Hingabe an Gott streben.
Selig, die Frieden stiften, die auf Versöhnung hinarbeiten, deren Glaube sie bei der Überwindung von Unterschieden, sowohl innerhalb der Kirche als auch in der Welt, über bloße Freundlichkeit hinausgehen lässt. Europa braucht seine Friedensstifter heute dringender als in den vergangenen Jahren.

Gelassenheit kann man lernen. Man braucht dazu nur Offenheit, Motivation, ein bisschen Ausdauer und vor allem Bereitschaft, sich von den alten, eingefahrenen Bahnen zu lösen, in denen unser Denken und Handeln sich häufig bewegt.

Ludwig Bechstein (1801 – 1860), deutscher Archivar, Märchensammler- und Erzähler

Selig, die verfolgt sind um der Gerechtigkeit willen. Jene, die einen hohen Preis dafür zahlen, dass sie die Nachfolge Christi angetreten haben, deren Glaube in ihrem gesamten Leben spürbar ist, die mutig ihren Glauben an Jesus Christus verkünden und in ihrer Nachfolge nicht wanken.
Das ist die Art von Kirche, die wir sein sollen – bei der Anbetung, in unseren Gemeinden, in unserer Mission, bei unseren Zusammenkünften und auch wenn wir unter der Woche verstreut und ausgesandt sind in die Welt. Wir sind die Verkörperung Christi in der Welt, das Volk Jesu, und wir sollen sein wie er.
Einige Monate suchte ich nach drei Worten, mit denen sich die Art von Kirche beschreiben ließe, die wir sein wollen und die wir gemeinsam in den kommenden Jahren bauen wollen. Je größer die Diözese ist, desto einfacher sollte unsere Vision sein.
Es müssten Worte mit Tiefgang sein, die über die Grenzen der verschiedenen Traditionen der Glaubensausübung hinweg eine Bedeutung haben, ob in den traditionellen Pfarrkirchen oder bei den neuen Ausdrucksformen wie bei Fresh Expressions, in Schulen oder Seelsorgestellen und auch für die Diözese als Ganzes.
Ich suchte nach Worten, um zu beschreiben, was es heißt, eine Kirche zu sein, die Christus ähnlich ist. Ich glaube, wir haben die drei Worte inzwischen gefunden.



■ ■ ■ kontemplativ

Das erste Wort ist „kontemplativ“ (contemplative). Es ist ein Wort, das so eng mit Christus verbunden ist wie eine Rebe mit dem Weinstock. Innig betend. Zuhörend. Reflektierend. Aufschauend zu Christus. Mit einer neuen Vision von der Liebe Gottes. Die Theologie ernst nehmend, wo sie eine Theologie des Dialogs ist – sowohl mit Gott als auch über Gott. Wer kontemplativ ist, überbringt unserer aktiven Welt, in der die Menschen eher nach Weisheit als nach Wissen streben und in der Beziehungen wichtiger sind als Fakten, eine frohe Botschaft. Wer kontemplativ ist, dessen Leben folgt einem Rhythmus, in dem Phasen von Ruhe und Gebet in einem ausgeglichenen Verhältnis zu Arbeitsphasen stehen, und der setzt einen Kontrapunkt zum Zeitgeist. Wer kontemplativ ist, öffnet Augen und Ohren weit für das Geschehen in der Welt. Wer kontemplativ ist, ist arm im Geiste, gewaltlos und reinen Herzens. Es bedeutet, Gott von ganzem Herzen und mit ganzer Seele zu lieben, mit all unseren Gedanken und all unserer Kraft.

mitfühlend

Mein zweites Wort ist „mitfühlend“ (*compassionate*). Es bedeutet, mit den Leidenden dieser Welt mitzuleiden. Unseren Nächsten zu lieben wie uns selbst und unser Mitgefühl auch in unseren Taten zum Ausdruck kommen zu lassen. Auf jede nur erdenkliche Art im Sinne eines praktischen Liebesdienstes am Nächsten all jenen die Hand zu reichen, die unsere Hilfe brauchen. Unsere verletzte, zersplitterte Welt im Namen Jesu Christi und des liebenden Gottes zu lieben. Und unsere Liebe allen zu schenken – ohne Ausnahme. Wer mitfühlend ist, ist barmherzig, er trauert und beklagt die Missstände in der Welt.

mutig

Mein drittes Wort ist „mutig“ (*courageous*). Es geht darum, den Mut zu haben, aktiv zu werden, nachdem man aus dem Nachdenken heraus zum Mitgefühl gelangt ist. Und zwar in einer Weise, die dem Herzen entspringt, einem Herzen, in dem der Mut lebt, sich für Gott einzusetzen. Wer ermutigt wird, dem wird sein Herz neu eingepflanzt – und das haben viele unserer Gemeinden bitter nötig.

Es geht darum, Stärke und Mut und Einfallsreichtum aus unserer Vision, aus unserer Evangelisation und aus unseren neuen Gemeindeformen zu ziehen. Den Mut zu haben, das Unmögliche zu wagen, ein Scheitern zu riskieren, und doch alles für Gott aufs Spiel zu setzen, wenn er uns ruft.

Wer mutig ist, der stiftet Frieden, er streckt die Hand aus und wagt ein Vergeben und Vergessen, er lässt sich versöhnen und versöhnt andere. Wer mutig ist, hungert und dürstet nach Gerechtigkeit. Er wagt es, daran zu glauben, dass die Welt ein besserer Ort sein könnte, und setzt sich aktiv für eine Verbesserung der Verhältnisse für die Ärmsten ein.



Wer mutig ist, ist bereit, den Preis dafür zu zahlen, dass er die Nachfolge Christi angetreten hat. Er legt unerschrocken und beharrlich Zeugnis ab für seinen Glauben.

Er macht das Wirken Christi durch sein Leben, durch die Gemeinschaft, zu der er gehört, und durch die Worte, die aus seinem Munde kommen, sichtbar in einer Welt, die dies sehr nötig hat, die wissen, verstehen und glauben muss.

Eine Christus-ähnliche Kirche

Welche Art von Kirche sind wir aufgerufen zu sein und zu bauen? Vor allem sollen wir eine Kirche sein, die Christus ähnlich ist.

Wir sind aufgerufen, eine Kirche der Seligpreisungen zu sein: arm im Geiste, trauernd, sanftmütig, nach Gerechtigkeit hungernd, barmherzig, reinen Herzens, Frieden stiftend und sich für den Glauben hingebend.

Welche Art von Kirche sind wir aufgerufen zu bauen? Dieselbe Art von Kirche, um die schon Martin Luther gerungen hat, der zu seiner Zeit ebenfalls versuchte, die Kirche zu reformieren.

Luther war ein kontemplativer Mensch, ein Mönch, der sich im Ringen um die Wahrheit des Evangeliums immer und immer wieder mit der Heiligen Schrift auseinander setzte. Luther war mitfühlend; seine

Theologie war von dem Bestreben bestimmt, die Menschen von schweren Bürden zu befreien. Und Luther zeigte seinen Mut in der Verkündigung der Wahrheit.

So sollten auch wir uns aufmachen, Gebet und Mitgefühl und Mut ins Zentrum unseres gesamten Tuns und Seins zu stellen und so in unserer Generation diese Christus ähnliche Kirche aufzubauen.

Eine kontemplative Kirche für eine oberflächliche, gedankenlose Welt. Eine mutige Kirche für diese geteilte Welt.

Möge Gott Sie segnen und Sie mit seinem Geist erfüllen und uns alle seinem Sohn immer ähnlicher werden lassen. Amen.

Der Original-Vortrag in englischer Sprache ist zu finden unter www.amd-westfalen.de/lassen



*Gelassenheit – geballte Kraft,
die werden lässt, was sie nicht selber schafft.*

© Dr. Carl Peter Fröhling (*1933), deutscher Germanist, Philosoph und Aphoristiker



Bischof Dr. Steven Croft

Vom Schätzesammeln und Sorgen

Eine Bibelarbeit zu Matthäus 6,19-34



Inhaltlicher Schwerpunkt

Wohl jedem Menschen ist es bekannt, sich Sorgen zu machen. Sorgen um die eigene gegenwärtige persönliche Existenz, Sorgen um die Zukunft, Sorgen um andere Menschen, Sorgen um Besitz, Sorgen um nahestehende Institutionen wie auch die eigene Kirche bzw. Gemeinde. Warum und in welcher Weise machen wir uns Sorgen? Wie können wir diesen Sorgen begegnen? Wie können wir von Jesu Worten aus der Bergpredigt vielleicht lernen, eigenen Sorgen nicht zu großes Gewicht zuteilwerden zu lassen?

Raumgestaltung

Stuhlkreis, gestaltete Mitte (s.u.)

Materialien und Medien

- Gesangbücher oder Liedzettel,
- kopierter Text aus Mt 6,19-34 mit Rand für eigene Zeichennotizen
- kopierter Text aus Mt 6,19-34 mit Hervorhebungen
- Flipchart o.ä. mit Beschreibung der „Västerås-Zeichen“
- vorbereitete Textzettel und Kopien möglichst in DIN A4
- Kreuz
- Verszettel zum Mitnehmen

Liturgische Eröffnung

Begrüßung, Lied, (gemeinsamer) Psalm, Gebet.

Als Lieder aus dem Evangelischen Gesangbuch bieten sich passend zum Text an:
148,4; 167,2; 170,2; 196,3; 224,1; 235,2,3; 239,3; 302; 303,7; 318,1; 322,5; 324,15; 334,1; 344,5; 345; 351,7; 352,3; 359,4; 361,2,7; 368,2; 369,2; 371; 374; 378,5; 411; 424,2; 427,3; 438,5; 455,2; 491,2; 492; 503,2; 504,3,4 und mehr.

Auf den Text zugehen

In der Mitte liegen möglichst auf einem Tuch verschiedene Versicherungsanzeigen, Altersvorsorge-Werbungen, Wertpapier-Annoncen und ähnliches.
Dazu verschiedene Sprüche auf DIN A4 Blättern:

- „Über Geld spricht man nicht, Geld hat man“
- „Pecunia non olet – Geld stinkt nicht“
- „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“
- „Der frühe Vogel fängt den Wurm“
- „Eigener Herd ist Goldes Wert“
- ...

Gegebenenfalls können Spiele zu Geld und Vorsorge in die Mitte gelegt werden (z.B. Monopoly o.ä.). Eher am Rand (nicht auf dem Tuch) dieser Mitte steht oder liegt ein Kreuz.

Die Teilnehmenden werden aufgefordert, die Mitte wahrzunehmen und erste Reaktionen zu äußern. Fragen dazu können sein:

- An was denken Sie, wenn Sie diese Dinge in der Mitte sehen?
- Haben Sie dabei ein eher positives oder negatives Gefühl?
- Ist das alles bekannt für Sie oder "Neuland"?
- Was fehlt Ihnen vielleicht hier in der Mitte?
- Welche Überschrift würden Sie der Mitte geben?

(Falls es zu der Gruppe passt, kann als kleine Auflockerung das Lied „Guten Morgen, liebe Sorgen“ von Jürgen von der Lippe gespielt werden. Dabei ist allerdings darauf zu achten, dass es in dem Text weniger um das im Bibeltext angesprochene Sorgen geht, als vielmehr um Pech...)

Dem Text begegnen

Der Text wird vorgelesen und die Teilnehmenden können ihn auf ausgeteilten Zetteln mitlesen. Danach hat jede und jeder Zeit den Text noch einmal zu lesen. Nach der Västerås-Methode¹ können alle mit Zeichen am Rand den Text kommentieren: (Je nach Größe der Gruppe können auch weniger – am besten die ersten drei – Zeichen gebraucht werden.)

- ? = Das verstehe ich nicht
- + = Das freut mich
- ≠ = Das reizt mich zum Widerspruch
- ! = Das ist mir besonders wichtig
- * = Das erinnert mich an ein Erlebnis
- = Das regt mich zum Tun an

Anschließend kommen die Teilnehmenden über die bezeichneten Textstellen ins Gespräch. Es kann besonders hilfreich sein, zunächst die „?“ zu klären. Dann kann entweder mit anderen Zeichen fortgesetzt oder der Text versweise angeschaut werden.

Erläuterungen zum Kontext:

Der Text Mt 6,19-34 ist eingebettet in Jesu Bergpredigt Kap 5-7. Kap 5 beginnt mit den Seligpreisungen, den Worten von Salz und Licht und den sogenannten sechs Antithesen. In Kap 6 folgen zunächst Ausführungen zu drei Themen der jüdischen Frömmigkeitspraxis: Almosengeben, Beten und Fasten

¹ Entwickelt wurde die Methode in der schwedischen Stadt Västerås in den 60er Jahren des 20. Jh.. Sie eignet sich v.a. für kleinere Gruppen. Eine theologisch geschulte Leitung ist nicht erforderlich, jedoch dass die Leitung des Abends sich vorher mit dem Text beschäftigt, damit ?-Stellen (s.o.) geklärt werden können. Die Västerås-Methode eignet sich gut dazu, alle einzubeziehen.

Material: Es ist sinnvoll, den Bibeltext gegliedert in Sinnzeilen für jede/jeden als Kopie vorliegen zu haben, dazu noch Stifte.

mit dem Vaterunser als Zentrum der Bergpredigt insgesamt. Hier schließt dann unser Text an. Er kann verstanden werden als Weisung und Antwort auf die Beziehungsansage des durch Jesus ermöglichten „Abba“ als Anrede Gottes: Weil die Jünger und damit wir als Menschen Gott als Vater – mehr noch: als „Papa“ – anreden dürfen, stehen wir in einer neuen und engen Verbindung mit ihm. Dazu gehört dann auch eine Ausrichtung des eigenen Lebens. Diese wird im Text angesprochen. Zur Vervollständigung: Nach unserem Text folgen weitere Beispiele, die ein Leben in dieser neuen Beziehung ausmachen. Allerdings nicht in Beziehung auf Gott hin, sondern zum jeweiligen Mitmenschen: Die Themen drehen sich dann vor allem um die „Goldene Regel“ aus Mt 7,12.

Erläuterungen zum Text:

Sorgen wuchern schnell in uns und werden zu einem Gefühl, das uns beschleicht und immer mehr dominiert. Sorgen wird so zu unserer Grundbefindlichkeit. Alle anderen Gefühle wie Freude werden an den Rand gedrängt, unsere Offenheit gegenüber anderen Menschen weicht einer Beklommenheit, und Glaube, Hoffnung und Liebe werden durch einen Drang verdrängt, möglichst schnell die Sorgen loszuwerden. Sogar Sorgen werden durch das Sorgen verdrängt. Wenn wir mehrere Sorgen haben, drängt unsere Hauptsorge die anderen Sorgen in den Hintergrund. Unser Bibeltext spricht über das Sorgen. Wer sich immer mehr um das Geld sorgt, wird von diesem Geld immer mehr in Beschlag genommen. Die Geldsorge verdrängt alles, sogar den Glauben an Gott. Das Geld wird zum Götzen, zum Mammon. Wer sich unbedingt auf dieser Erde absichern muss, der sammelt Schätze auf

dieser Erde. Sein Herz wird immer mehr nach unten gezogen. Wer aber versucht, für Gott und sein Reich Schätze zu sammeln, dessen Herz wird immer mehr nach oben gezogen. „Denn wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein.“ Die alltäglichen Sorgen um den Lebensbedarf können unseren Glauben an Gott ganz schön zurückdrängen. Gott wird dann für uns immer kleiner. Doch Gott ist Gott. Jesus ermutigt uns, nach dem Reich Gottes zu trachten. Er fordert uns auf, uns um Gottes Ziele zu sorgen. Wenn wir uns darum sorgen, andere Menschen noch mehr zu lieben, freundlicher miteinander umzugehen, Benachteiligten zu helfen, die Wahrheit zu sagen und darum zu beten, dass das Reich Gottes bald kommt, dann sorgen wir uns auf die richtige Weise. Diese Sorge ist keine Sorge, die uns runterzieht und uns zumacht für das Leben, sondern diese „Sorge“, dieses Kümmern um Gottes Ziele macht uns frei von uns selbst, verdrängt unsere Sorgen und füllt unser Leben mit Sinn. Wir werden offen für Gott, für sein Wirken, für unsere Mitmenschen und für die ganze Schöpfung Gottes. Wir bekommen ein Sensorium dafür, was Gott durch seinen Geist in der heutigen Zeit wirkt. Wir dürfen etwas für Gott tun.

So gilt:

1. Wenn wir die richtige Ausrichtung einüben, üben wir Gelassenheit ein.
2. Dem Mammon dienen führt zum Verlust der Gelassenheit. Habgier, Gier nach Anerkennung, nach beruflichem Erfolg etc. führt zu Stress. Alternative: Gott dienen ohne Gier, sondern um Gottes willen.
3. „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes“ bekommt eine entscheidende Bedeutung. Das Reich Gottes besteht



nicht aus Stress (Kraft nur aus uns), sondern aus Kraft (Kraft von Gott) 4. Das Reich Gottes ist das Reich, in dem der Heilige Geist regiert. Dabei gilt 2. Tim 1,7 „Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“

Wenn noch nicht während des Austauschs geschehen, kann nach dem Durchgang und der Aussprache über die einzelnen Zeichen die gestaltete Mitte in den Blick genommen werden: Was heißt dieser Text jetzt konkret im Blick auf unser Leben, unsere Sorgen?

Mit dem Text weitergehen

Die Vorsorge-Zettel aus dem ersten Teil werden insofern noch einmal kurz zur Sprache gebracht, um die (neue) Ausrichtung auf Gottes Reich in den Blick zu nehmen. Bestimmt nicht sollen Vorsorgeverträge o.ä. als unnötig deklariert werden. Im Wortsinn geht es ja um eine Vorsorge: bevor Sorgen kommen, Sorge ich vor. Mit dem Text wird uns aber auch die Last genommen, gerade dies allein und aus unserer Kraft bestreiten zu müssen. Die Ausrichtung

auf Gottes Reich ist die Vor-Sorge, die aus Gottes Kraft leben lässt und Gelassenheit einüben lässt.

Für Kinder gibt es kleine Puppen mit dem Namen „Sorgenfresser“. In kleine Taschen können Sorgen notiert werden, die dann von Erwachsenen wiederum in Briefform beantwortet werden. Hierbei ist es wichtig, dass auch Kindern schon gesagt wird, dass diese Puppen über keine Macht verfügen, und es genauso hilfreich sein kann, diese Sorgen in einem gemeinsamen Nachtgebet vor Gott zu bringen. Andererseits können kleine Hilfsmaterialien zugesagte Hilfen noch verstärken bzw. einnehmend vergegenwärtigen. Von daher kann in einer Abschlussrunde jede und jeder Teilnehmende akute Sorgen auf einem Zettel notieren. Währenddessen – wenn noch nicht vorher geschehen – werden die Zettel der Mitte an den Rand geräumt und das Kreuz vom Rand in die Mitte gebracht.

Dorthin können nun die Zettel gelegt werden. Wir legen unsere Sorgen bewusst ab. Um die Neuausrichtung auf Gottes Reich deutlich zu machen, werden als Erinnerung für abgelegte Zettel Kärtchen mit-

genommen, auf denen eine biblische Zusage notiert ist, z.B. Mt 6,33 oder Joh 16,33. Dabei kann entweder von der Gruppe das Lied „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ (EG 369) gesungen werden oder es wird eingespielt.

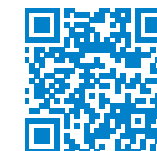
Schön wäre es auch, die Teilnehmenden anzuregen, dieses Kärtchen oder den Vers genau dort sichtbar zu machen, wo bei ihnen zu Hause wichtige Vorsorge- und Versicherungsunterlagen abgeheftet sind.

Falls noch Lust und Zeit vorhanden ist, kann in einer letzten Runde besprochen werden, wie eine Neuausrichtung auf Gottes Reich mit seiner Zusage, für uns zu sorgen, Ansporn ist, an diesem Reich mitzuwirken. Welche Mittel und Wege fallen uns ein, für andere zu sorgen durch Fürbitte, Gutes Tun, praktizierter Nächstenliebe? Durch eine neu entdeckte Gelassenheit bekommen wir unsere Hände frei, mit anzupacken.

Liturgischer Abschluss

Lied: Vorschläge s.o.
Gebet (mit Vaterunser)
Segen

Textblätter zum Kopieren gibt es unter www.amd-westfalen.de/lassen



Prof. Dr. Peter Wick,



Stephan Zeipelt

- 19 Ihr sollt euch nicht **Schätze sammeln** auf Erden, wo Motten und Rost sie fressen und wo Diebe einbrechen und stehlen.
- 20 Sammelt euch aber **Schätze im Himmel**, wo weder Motten noch Rost sie fressen und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen.
- 21 Denn wo dein **Schatz** ist, da ist auch dein Herz.
- 22 Das Auge ist das Licht des Leibes. Wenn dein Auge lauter ist, so wird dein ganzer Leib licht sein.
- 23 Wenn aber dein Auge böse ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein!
- 24 Niemand kann zwei Herren dienen: Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird an dem einen hängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.
- 25 Darum sage ich euch: **Sorgt euch nicht** um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung?
- 26 Seht die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel kostbarer als sie?
- 27 Wer ist aber unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum **sorgt**?
- 28 Und warum **sorgt** ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht.
- 29 Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen.
- 30 Wenn nun Gott das Gras auf dem Feld so kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: Sollte er das nicht viel mehr für euch tun, ihr Kleingläubigen?
- 31 Darum sollt ihr **nicht sorgen** und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?
- 32 Nach dem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft.
- 33 **Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes** und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.
- 34 Darum **sorgt nicht für morgen**, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat.

Gebet – Meditation – Anfechtung. Gelassen im pastoralen Dienst

„Sorget nicht“

In der Aufforderung „sorget nicht“ weist Jesus auf die innere Dynamik der Gelassenheit hin. Ihr entgegen steht die Sorge: „Sorgt nicht um das Leben, was ihr essen sollt, auch nicht um den Leib, was ihr anziehen sollt ... Ihr, die ihr wenig vertraut! ... Ängste dich nicht, kleine Herde!“ (Lk 12, 22-32)

Hier kann schnell ein Einwand laut werden: „Wenn ich mich nicht Sorge und kümmere, dann läuft es nicht zuhause, in der Gemeinde, bei der Arbeit ...! Wie sollten denn Leben und Überleben möglich sein, ohne dafür und darum zu sorgen?“

Aber was heißt es, ein sorgloser Mensch zu sein? Das ist durchaus mehrdeutig: Es kann die Freiheit von einer das Leben belastenden und beunruhigenden Sorge gemeint sein; es kann sich aber auch um träge selbstbezogene Verantwortungslosigkeit handeln – ich Sorge nicht da, wo ich zu sorgen hätte! Und auch bei der Sorge ist zu unterscheiden: Es gibt ein fürsorgend-unterstützendes Sorgen und Versorgen, aber auch ein beunruhigtes und beunruhigendes ängstliches Sorgen, und ebenso ein Sorgen, das nur dem eigenen Machen und Tun vertraut. Von dieser angsterregten unruhigen Sorge und der Fixierung auf die eigene Tatkraft und Betriebsamkeit spricht Jesus – und legt in der Anrede ihre Wurzel offen: „Ihr, die ihr wenig vertraut!“ Die Aufforderung „sorget nicht“ ist nicht die Erwartung oder gar Forderung nach Tatenlosigkeit, vielmehr die Ermutigung und Befreiung zum Vertrauen, zur „unbedingten Überlassung an Gott“, wie Gerhard Tersteegen glauben und Glaube beschrieben hat.

Gelassenheit

Gelassenheit ist ein dynamisches Beziehungsgeschehen:

*der Mensch ist gelassen,
der sich losgelassen und Gott
überlassen hat, der sich nicht
mit seinem Haben, Können,
Erfolg identifiziert, sondern
darauf vertraut, Empfänger
seines Lebens zu sein und
daraus zu handeln.*

Gelassenheit in diesem Sinne ist nicht an einer Gestimmtheit von unerschütterlicher Ruhe, Unerschrockenheit, Gleichmut zu messen, auch wenn dies gegenwärtig vielleicht die ersten Assoziationen sein mögen. Daran gemessen wäre Jesus, so wie er uns in den Evangelien begegnet, gewiss nicht gelassen: er ist berührbar und berührt, hat Mitgefühl, stellt sich Auseinandersetzungen, greift ein und zieht sich wieder zurück – in vertraute Gemeinschaft und ganz allein ins Gebet, nächtelang. Er versucht in allem, Gottes Liebe menschlich spürbar werden zu lassen. Entsprechend heißt es in Grimms Wörterbuch zur Gelassenheit: „im ursprünglichen Sinne das Tun und Wesen dessen, der sich selber gelassen und sich Gott gelassen hat“. Lassen und Überlassen sind ein dia-logisches Geschehen.

Gebet – Meditation – Anfechtung

Das Lebens-Gespräch mit Gott braucht Zeiten und Räume der Begegnung und des Ausdrucks. Martin Luther nennt daher prägnant drei Regeln, für die *rechte Weise, in der Theologie zu studieren*: Gebet – Meditation – Anfechtung.

Gebet

Im Gebet bringt der Mensch sich, sein Leben vor Gott und teilt sich mit in Bitte, Dank, Klage, Fürbitte, in und mit all dem, was in ihm lebendig ist. Eine Weise des Gebetes ist auch das schweigende Verweilen in der Gegenwart des lebendigen Gottes im Herzensgebet – ein waches Aufmerken in Überlassung und Empfangen. Die verschiedenen Weisen des Gebetes mit Worten der Schrift, mit den Psalmen, mit eigenen Worten, im schweigenden Herzensgebet ergänzen und vertiefen einander. In ökumenischer Weite wird dieser wesentliche Zusammenhang von Glaube und Gebet benannt: „Was ist denn der Glaube anderes als lauter Gebet?“ (Martin Luther) „Ich glaube, weil ich bete.“ (Karl Rahner)

Meditation

Dem betenden Menschen gibt Luther in der zweiten Regel die Anweisung zu meditieren: „Zum andern sollst du meditieren, das ist: nicht allein im Herzen, sondern auch äußerlich die mündliche Rede und buchstäblichen Worte im Buch immer treiben und reiben, lesen und wiederlesen, mit fleißigem Aufmerken und Nachdenken, was der Heilige Geist damit meint.“



■ ■ ■ ... Denn Gott will dir seinen Geist nicht geben ohne das äußerliche Wort ..."

Luther beschreibt das Ineinander von Geist und Buchstabe. Im Buchstaben ist der Geist gegenwärtig, wird der Geist „vernehmbar“. Zweifellos bedeutet das Hören und Meditieren des äußeren Wortes der Schrift in unserer geistesgeschichtlichen Situation das Hören und Meditieren des historisch gesicherten und kritisch betrachteten Wortes. Die Meditation der Schrift, das betende Lesen und Vernehmen, schließt die historisch-kritische Perspektive nicht aus, sondern entschieden ein. Sie legt den Fokus dabei auf eine erfahrungsorientierte Auslegung, die erkennbar werden lässt, welche Lebenserfahrung mit Gott sich hier ausdrückt, um sie für das eigene Lebensgespräch mit Gott und die

gegenwärtige Glaubensgemeinschaft neu zu gewinnen.

Übung

Für eine lebendige Gebetspraxis sind die Momente Einübung und Übung unverzichtbar: Das ist verbunden auch mit der Einfügung in eine äußere Ordnung, die der eigenen Beliebigkeit entzogen und unabhängig von der augenblicklichen Stimmungslage ist. Wenn wir das Gebet abhängig machen von Stimmungen und Befindlichkeiten, geraten wir unweigerlich in deren Strudel, bleiben wir abhängig davon und werden schnell das Gefühl haben, dass es zwar gut wäre, Zeit für das Gebet und die Schriftlesung zu haben, aber es leider gerade heute nicht dazu kommen könne ...

Es ist hilfreich, konkret Zeit und Ort für das Gebet zu bestimmen und ihm in Ablauf und Form eine konkrete Gestalt zu geben. Es braucht nicht viel Theorie zum geistlichen

Leben, wohl aber die Bereitschaft, es zu vollziehen. Dabei geht es um Findung und Bewahrung einer zur Person, ihren Gaben und Lebensumständen stimmigen geistlicher Übung im Alltag, wie auch, über die Zeit des Gebetes hinaus, um den ganzen Menschen in seiner leiblichen, seelischen und geistigen Konstitution und Situation, um die Beachtung elementarer Lebensrhythmen.

Anfechtung

Zur Anfechtung heißt es: „Zum dritten ist da Tentatio, Anfechtung. Die ist der Prüfstein, die lehret dich nicht allein wissen und verstehen, sondern auch erfahren, wie recht, wie wahrhaftig ..., wie tröstlich Gottes Wort sei, Weisheit über alle Weisheit.“

Die Anfechtung ist nicht etwa Prüfstein für die Standhaftigkeit des Menschen, sondern wie tröstlich Gottes Wort ist! Das Feuer der Anfechtung läutert das Wissen und Erkennen von Gott zu Erfahrungswissen oder verbrennt es. Gerade das Widerfahrnis der Anfechtung, in der der Mensch seine Glaubens- und Lebensnot erfährt, ist der Raum, in dem sich Gott dem Menschen trostvoll mitteilt. Auffällig und von Gewicht ist, dass Luther hier, anders als bei den anderen Regeln, keine Aufforderung formuliert, sondern einen Sachverhalt darlegt: „Tentatio, Anfechtung. Die ist der Prüfstein, die lehret dich ...“ In deutlicher Spannung dazu, dass die Anfechtung ein unverfügbares Widerfahrnis ist, wird sie gleichwohl als Regel vorgestellt. Gerade in dieser Verbindung von Widerfahrnis und Regel kommt aber kein Widerspruch, sondern ein wesentliches Merkmal der Anfechtung zum Ausdruck: Es ist mit der Ordnung einer Regel damit zu rechnen,

dass der Mensch, der betet und meditiert, also in das Lebens-Gespräch mit Gott einstimmt, in Anfechtung gerät. Mit dieser Zuordnung von Glauben und Anfechtung gibt Luther zu verstehen, dass es keinen Schritt über die Anfechtung hinaus in Richtung auf einen bleibend und letztlich unangefochtenen Glauben gibt. Die Erfahrung von Anfechtung und Glaubensnot ist keine Störung, kein Glaubensunfall, der bei richtiger Fahrweise zu vermeiden wäre, sondern eine Dimension in unserem Lebens-Gespräch mit Gott. Luthers Satz „nulla tentatio omnis tentatio, – keine Anfechtung (zu haben) ist die größte Versuchung / Anfechtung“ stellt manche Glaubensideale von Unangefochtenheit und Gelassenheit wohlthuend in Frage und verweist darauf, was Glaubensgewissheit meint: Nicht Abwesenheit von Zweifel und Anfechtung, sondern: Beziehungsgewissheit! Ich stehe in einer Beziehung mit Gott, die sich sehr unterschiedlich gestalten kann; sie unterliegt der Veränderung, ist lebendig. Manchmal ist das Gebet ein Harren auf Gott – ein Aussein auf Gott und Verbundensein mit Gott im notwendigen Nichtsehen und Nichterfahren des Glaubens. Im Gleichnis von der ringenden Witwe (Lk 18) weist Jesus ausdrücklich auf diese Dimension des nächtlichen Gebetes hin – eine Treue zu Gott, die auch gegen allen Augenschein nicht ablässt und Gott gleichsam gegen Gott anruft, dass er treu und barmherzig ist.

Mit der Unterscheidung zwischen dem, was der Mensch tut und tun kann, und dem, was er nur empfangen kann, weist Luther auf die Unterscheidung zwischen dem Verfügbaren und Unverfügbaren hin. Die sich unverfügbar einstellenden Früchte des Glaubens sind grundsätzlich zu unterscheiden von allen

dem Anspruch nach zielführenden Handlungen nach Maßgabe eines nach Ursache und Wirkung verfahrenen funktionalen Paradigmas.

Beten und Tun des Gerechten

Die Zwiesprache mit Gott führt mitten hinein in den vernünftig-geistlichen Gottesdienst im Alltag der Welt: „Aufgrund der empfangenen Barmherzigkeit ermutige ich euch: ... Lasst euch nicht dieser Weltzeit gleichschalten, sondern lasst euch vielmehr umgestalten in der Erneuerung des Sinnes, damit ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene.“ (Röm 12)

Der vernünftig-geistliche Gottesdienst führt den Menschen zum Dienst im Raum der jeweiligen Lebensverhältnisse, die zu gestalten aufgegeben sind, damit aber gerade nicht zur Anpassung an die herrschenden Verhältnisse. Es wird den Christen zugetraut und zugemutet zu erkennen, was das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene ist. Dies ist ein Gemeinschaftsunternehmen der von der Barmherzigkeit Gottes berührten Gemeinde.

Was es bedeutet, aus dem Empfangen zu handeln, dafür steht im 20. Jahrhundert das Lebenszeugnis von Dietrich Bonhoeffer. Er schreibt im Mai 1944 in der Haft:

„Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei

bestehen: im Beten und Tun des Gerechten unter den Menschen. Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muss neugeboren werden aus diesem Beten und diesem Tun.“

Geheimnis der Verwandlung

An zentraler Stelle spricht Paulus zur Beschreibung des christlichen Lebens vom Geheimnis der Verwandlung (Röm 12,1; 1.Kor 15,51). Verwandlung ist nicht einfach Entwicklung; sie ist ein schöpferisches Beziehungsgeschehen, in dem wir mehr und mehr in und aus dem Ansehen leben, das Gott schenkt, in die Freiheit eines Kindes Gottes hineinwachsen und entsprechend zu leben versuchen. Und schließlich geht es um die Verwandlung in ein neues Leben hinein. In diesem Horizont sind die Worte Jesu zu hören: „Freut euch darüber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind.“ (Lk 10,20)



Prof. Dr. Ralf Stolina

Martin Luthers Schrift „Wie man beten soll“: Eine Anleitung zum kontemplativen Gebet



„Wie ein guter, fleißiger Barbier seine Gedanken, Sinne und Augen gar genau auf das Schermesser und auf die Haare richten muss und nicht vergessen darf, wo er im Strich oder Schnitt ist.“

Die Schrift „Wie man beten soll, für Meister Peter den Barbier“ von 1535¹ erlaubt einen Blick in Luthers eigene Spiritualität wie wenige andere Schriften des Reformators. Gleichzeitig zeichnet sie sich durch Einfachheit und Anschaulichkeit aus, was damit zusammenhängt, dass er diese Schrift für einen Handwerker verfasst hat.

1. Ein Gebetslehrgang für Laien und andere Christen

Luther hat in dem kleinen Büchlein für Meister Peter einen „Lehrgang des Betens“ entwickelt.² Er will einem Laien, der offensichtlich Schwierigkeiten mit dem Gebet hat, eine Gebetshilfe geben und ihn dadurch zum Beten ermutigen. Dabei erweist sich die Kraft der neuen reformatorischen Spiritualität. An der Schrift „Wie man beten soll“ wird ihr Charakteristikum besonders deutlich: die Konzentration auf die Rechtfertigung des Menschen durch Gott allein aus Gnaden. Das belegt ein kleines historisches Detail: Kurze Zeit nach dem Erscheinen der Schrift hat Luthers Freund Peter Balbirer

aus Beskendorf – offenbar angetrunken – seinen Schwiegersohn Dietrich erstochen. Als Soldat hatte sich dieser mit dem Ruf der Unverwundbarkeit gegenüber seinem Schwiegervater gebrüstet. Auf Luthers Fürsprache hin wurde Meister Peter mit Verbannung und Einziehung des Besitzes relativ milde bestraft.³ Trotz der schweren Verfehlung des Balbirers hat Luther das Büchlein auch weiterhin mit der Anrede „Lieber Meister Peter“ drucken lassen. Damit wird dieser zum Prototyp des Beters, den Luther vor Augen hat. Es ist der Mensch, der so oder so von Gott gerechtfertigt werden muss. Die Widmung für Meister Peter ist „ein Hinweis darauf, dass diese Schrift nicht für Heilige, sondern für Sünder geschrieben ist“⁴. Luther nimmt darin keinerlei Stufen zwischen den Gläubigen vor. „Die in der Schrift dargestellte Elementarübung des Gebets und der Meditation gilt für Luther selbst ebenso wie für den des Mordes schuldig gewordenen Freund und für jeden beliebigen Christen.“⁵ Ein Christ bleibt sein Leben lang Sünder und Gerechter zugleich, simul iustus et peccator.

Es fällt auf, dass Luther in seiner Schrift einerseits heftige Kritik an der mittelalterlichen Gebetspraxis

übt, andererseits an diese Tradition anknüpft, indem er sie korrigiert und uminterpretiert. Luther kritisiert eine Gebetspraxis, die rein mechanisch, ohne Herz und Verstand Gebetsworte spricht. „Auch sollst du wissen, dass ich nicht alle diese Worte im Gebet gesprochen haben will; denn da würde doch zuletzt ein Geplapper und lauter leeres Gewäsch daraus, aus dem Buch oder Buchstaben dahergelesen, wie die Rosenkränze bei den Laien und die Gebete der Pfaffen und Mönche gewesen sind.“ Das Vaterunser sei „der größte Märtyrer auf Erden“, weil es „ohne alle Andacht in aller Welt zerplappert und zerklappert“ werde. Der Reformator wirbt für ein Gebet, bei dem der Beter mit Herz und Verstand bei der Sache ist. Um diese Gebethaltung zu verdeutlichen, bedient er sich eines Bildes aus dem Beruf des Adressaten: „Wie ein guter, fleißiger Barbier seine Gedanken, Sinne und Augen gar genau auf das Schermesser und auf die Haare richten muss und nicht vergessen darf, wo er im Strich oder Schnitt ist. Wenn er aber zugleich viel plaudern oder anderswohin denken oder gucken will, sollte er einem wohl Maul und Nase abschneiden, dazu die Kehle. So will also gar jedes Ding, wenn es gut gemacht werden soll, den Menschen ganz haben mit allen Sinnen und Gliedern [...]“. Weil das Gebet im Rahmen evangelischer Spiritualität nicht länger als ein gutes Werk verstanden wird, ist es frei vom Gesetz des Quantums.

Luther bleibt nicht bei der Kritik der mittelalterlichen Gebetspraxis stehen. Indem er in seinen Gebetslehrgang Stücke aus der Tradition aufnimmt, verabschiedet er sich nicht gänzlich von der Tradition. Allerdings kommt es zu einer charakteristischen Neufassung: Rosenkranz und Heiligegebete fallen

¹ WA 50, 658,13–660,16; in modernisiertem Deutsch und mit einer Einleitung versehen neu hg. von Peter Zimmerling/Ulrich Köpf: Martin Luther, Wie man beten soll. Für Meister Peter den Barbier, Göttingen 2011. Die folgenden Überlegungen finden sich in ausführlicher Weise in meiner Einleitung (a.a.O., 9–36).

² Christoph Bizer, In der Schule von Dr. Martin und Meister Peter. Andächtige theologische Erzählungen, in: Peter Stolt u.a. (Hg.), Kulte, Kulturen, Gottesdienste. Öffentliche Inszenierung des Lebens, Peter Cornehl zum 60. Geburtstag, Göttingen 1996, 204.

³ Dazu im Einzelnen Martin Nicol, Meditation bei Luther, Göttingen² 1991, 151f.

⁴ So Kurt Aland in: Luther deutsch. Die Werke Martin Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart, hg. von Kurt Aland, Bd. 6, Göttingen 1966, 334.

⁵ Nicol, Meditation bei Luther, 151.

weg. Bei der Schrift handelt es sich um eine Katechismusmeditation.¹ Sie stellt das Proprium evangelischer Gebetsanleitung dar. Obwohl die vorformulierten Texte der Tradition (Zehn Gebote, Glaubensbekenntnis und Vaterunser) für den Gebetslehrgang unverzichtbar sind, legt Luther großen Wert darauf, nicht bei den vorformulierten Worten stehen zu bleiben. Ziel ist, dass das Herz durch das Sprechen der Worte aus der Tradition warm wird, zu eigenen freien Gebetsworten findet und der Heilige Geist schließlich selbst im Herzen zu predigen beginnt. Gebet im Rahmen evangelischer Spiritualität ereignet sich in einem Spielraum der Freiheit. Die Vorgaben der Tradition dienen dem geübten Beter als „Feuerzeug“, um in dessen Herzen das Feuer des Geistes anzuzünden.

2. Das rezeptive Moment des Gebets

Neben der expressiven Seite des Gebets betont Luther in seinem Gebetslehrgang dessen rezeptives Moment. Ja, Letzteres ist für ihn sogar das eigentliche Ziel des Gebets. Er steht damit in einer Reihe mit den anderen Meistern des Gebets im Verlauf der Geschichte des Christentums. Mystiker und Mystikerinnen bezeichnen die rezeptive Seite des Gebetes als kontemplatives Gebet. Die entscheidenden Überlegungen Luthers hierzu finden sich in der Schrift für Meister Peter im Anschluss an die Auslegung des Vaterunsers: „Es kommt wohl oft vor, dass ich mich in einem Stück oder Bitte in so reiche Gedanken verliere, dass ich alle anderen sechs anstehen lasse. Und wenn auch solche reichen, guten Gedanken kommen, so soll man die anderen Gebete fah-

ren lassen und solchen Gedanken Raum geben und mit Stille zuhören und sie beileibe nicht hindern; denn da predigt der Heilige Geist selbst, und ein Wort seiner Predigt ist besser als tausend unserer Gebete. Und ich habe auch so oft mehr gelernt in einem Gebet, als ich aus viel Lesen und Nachsinnen hätte kriegen können.“ Für den Reformator gibt es also durchaus ein theologisch ernstzunehmendes Reden des Geistes Gottes im menschlichen Herzen! Wichtig zur Interpretation der zitierten Stelle ist Luthers Aussage, dass ihm solche Erfahrungen häufig zuteil würden.² Überdies ist er der Überzeugung, dass sie auch andere Beter, die sich in ihrem Gebet nach seinen Anleitungen richten, machen werden.³ Es geht Luther also um eine Erfahrung, die für das Gebet existenziell ist. Voraussetzung ist, dass neben dem Verstand das Herz des Betenden angeregt wird. Die mit dem Gebet verbundene Geisterfahrung ist ein Erleben, das die Affekte des Beters ergreift.

Die Fülle von Schriften, die der Reformator produziert hat, verwundert. Offensichtlich war sein Beten ein wichtiger Inspirationsraum für seine theologischen Gedanken. Durch das Reden des Geistes Gottes im Herzen ist Luthers theologische Erkenntnis befruchtet worden. Darauf deutet besonders der zweite Hinweis auf die Geisterfahrung durch das Gebet in der Schrift für Meister Peter hin. Luthers Empfehlung, das, was der Heilige Geist im Herzen predigt, aufzuschreiben, ist ein wichtiges Indiz für die Richtigkeit dieser Interpretation. „Wenn der Heilige Geist unter solchen Gedanken käme und anfinge, mit reichen, er-

leuchteten Gedanken in dein Herz zu predigen, so gebe ihm die Ehre, lasse diese gefassten Gedanken fahren, sei still und höre dem zu, der's besser kann als du, und was er predigt, das merke und schreibe es auf, so wirst du Wunder erfahren [...] im Gesetze Gottes“.

3. Konkrete Anweisungen zum Gebet

Entgegen einem weitverbreiteten protestantischen Vorurteil ist Luther der Überzeugung, dass Beten gelernt sein will. Seine Schrift für Meister Peter enthält dazu eine Reihe ganz konkreter Tipps. Zwei davon möchte ich am Schluss herausgreifen.

Luther geht davon aus, dass das Gebet als eine Art Tür am Beginn und am Ende eines Tages steht. Das Gebet verleiht dem Tag tragfähige Struktur: „Darum ist's gut, dass man frühmorgens lasse das Gebet das erste und des Abends das letzte Werk sein.“ Der Reformator hält es für unerlässlich, gerade vor dem Beginn der Arbeit am Morgen für das Gebet einen bestimmten Zeitraum zu reservieren: „Und hüte sich mit Fleiß vor diesen falschen, trügerischen Gedanken, die da sagen: ‚Hare ein wenig, über eine Stunde will ich beten, ich muss dies oder das zuvor erledigen:‘ Denn mit solchen Gedanken kommt man vom Gebet zu den Geschäften; die halten und umfassen einen dann so, dass aus dem Gebet an diesem Tage nichts wird.“ Über die festen Gebetszeiten am Morgen und am Abend hinaus empfiehlt Luther, den Tagesablauf immer wieder durch kurze Gebete zu unterbrechen. „Ferner soll ein gutes Gebet nicht lang sein, auch nicht in die Länge gezogen werden, sondern oft und eifrig sein.“

Hinter beiden Formen des Gebets scheint Luthers eigene Gebetspraxis

auf. Er war ein fleißiger Beter. Seine Umgebung berichtet glaubwürdig, dass kein Tag vergangen sei, ohne dass er mindestens drei Stunden gebetet habe, noch dazu in den für das Studieren geeignetsten.⁴ Dabei ist sich Luther bewusst, dass es Situationen geben kann, in denen um des Nächsten willen das eigene Gebet zurückgestellt werden muss. „Und gleichwohl können etliche Werke geschehen, die so gut oder besser als das Gebet sind, sonderlich wenn sie die Not fordert.“ Allerdings warnt er davor, über dieser richtigen Einsicht das eigentliche Gebet zu vernachlässigen oder es am Ende gar für überflüssig zu halten.

Gebet als Übung: Luther geht auch auf die äußere Haltung beim Beten ein. Als mögliche körperliche Gesten nennt er das Niederknien oder Stehen mit gefalteten Händen und zum Himmel erhobenen Augen. Angesichts der Vernachlässigung, ja Armut an äußeren Gebetsgesten im Protestantismus lohnt es sich, bei Martin Luther hierzu in die Schule zu gehen. Äußere Gesten sind immer auch Ausdruck innerer Haltungen; umgekehrt beeinflussen sie ihrerseits innere Einstellungen.

Luther will die Betenden in die Freiheit des eigenen Betens hinein führen. Unter allen Umständen soll verhindert werden, dass das Gebet in mechanischer Weise heruntergeleiert wird. Aber erst wenn die Betenden die Stimme des Geistes Gottes im Herzen vernehmen, hat das Gebet sein Ziel erreicht.



Prof. Dr. Peter Zimmerling



Zum Weiterlesen:

Peter Zimmerling (Hg.), Handbuch Evangelische Spiritualität, Band 1: Geschichte, Göttingen 2017. Vandenhoeck & Ruprecht, 828 Seiten mit einer Abb. gebunden € 50,00 (ISBN 978-3-525-56719-7), eBook: € 39,99 (ISBN 978-3-647-56719-8)

Das „Handbuch Evangelische Spiritualität“ erarbeitet in drei Bänden die Vielfalt und den Reichtum evangeli-

scher Spiritualität. Band 1 (Geschichte) widmet sich den historischen Wurzeln evangelischer Spiritualität in der Reformation und ihren unterschiedlichen Gestaltungsformen bis heute. Band 2 (Theologie) konzentriert die evangelische Lehre auf ihre spirituelle Relevanz. Band 3 (Praxis) entfaltet die reiche Praxis evangelischer Spiritualität in der Ökumene und Ortsgemeinde bis hin zu Kunst und sozialer Verantwortung.

¹ Nicol, Meditation bei Luther, 150–167.

² WA 38, 363, 9.

³ WA 38, 366, 10.

⁴ Nicol, Meditation bei Luther, 151.

Was uns stark macht. Glauben und Resilienz



Das Massenphänomen des Burnout zeigt: immer mehr Menschen werden von den Ansprüchen eines rasanten gesellschaftlichen Wandels erdrückt. Ihr „Selbst“ erschöpft sich. Ihr Inneres verdurstet. Sie erleben sich als Fremde im eigenen Leben. Alles scheint gleichgültig, egal, flach.

Besonders Menschen in sozialen Berufen leiden darunter. Auch kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, auch Pfarrerinnen und Pfarrer. Können wir das als Menschen in einem geistlichen Beruf als spirituelle Herausforderung wahrnehmen? Als Herausforderung an unseren Glauben, an unsere geistliche und seelsorgliche Praxis – für uns persönlich wie für andere? Bietet der Glaube innere Ressourcen, um unter den empfundenen

widrigen Umständen aufzublühen? Fördert Glauben Resilienz¹?

Burnout

Burnout ist nicht einfach Folge von Stress und zeitlicher Überlastung. Drohender Burnout ist deshalb auch nicht einfach mit einem besseren Zeitmanagement zu bewältigen. Es geht weniger um äußeren Druck – an dem wir oft nur wenig ändern können und auf den wir deshalb vor allem klagend reagieren. Es geht vielmehr um eine stabile und robuste Identität, die es erlaubt, mit

diesem Druck selbst-bewusst umzugehen. Es geht um ein immer wieder neu zu balancierendes und stimmiges Gleichgewicht von innerem und äußerem Leben. Es geht um das Leben als einem versöhnten Ganzen.

Ich möchte das an einem Bild veranschaulichen. Drei Menschen sollen 40 Kilometer laufen. Das ist eine lange Strecke. Alle drei stehen vor derselben Aufgabe. Alle drei sind gleich ausdauernd. Doch: Der erste muss sie laufen, weil er auf der Flucht ist. Es geht um sein Leben. Für den zweiten ist es der Marathonlauf, auf den er sich lange vorbereitet hat. Der dritte ist dazu verpflichtet worden – ohne Angabe von Gründen, ohne ein näheres Warum und Wozu. Alle stehen sie vor

¹ Resilienz (von lateinisch *resilire* ‚zurückspringen‘, ‚abprallen‘) oder psychische Widerstandsfähigkeit ist die Fähigkeit, Krisen zu bewältigen und sie durch Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen als Anlass für Entwicklungen zu nutzen. (Wikipedia, 28.08.2017).

derselben Aufgabe. Doch mit einer unterschiedlichen inneren Berufung. Mit einer unterschiedlichen Erzählung, einem je anderen Narrativ. Und so werden sie die Anstrengung ganz unterschiedlich erleben und auch mit Erschöpfung sehr verschieden umgehen können.

Alain Ehrenberg² hat die Dynamik der Aushöhlung des Selbst zu „einem morschen Stück Holz“ vor einigen Jahren mit dem Begriff des „erschöpften Selbst“ beschrieben. Der rasante Anstieg diagnostizierter Depressionen seit den 1970er Jahren, Hyperaktivität und andere Anzeichen von Gleichgewichtsverlust sind nach Ehrenberg mit der Last der Identitätsarbeit verbunden. „Welchen Bereich man sich auch ansieht (Unternehmen, Schule, Familie), die Welt hat neue Regeln. Es geht nicht mehr um Gehorsam, Disziplin und Konformität mit der Moral, sondern um Flexibilität, Veränderung, schnelle Reaktion und dergleichen. Selbstbeherrschung, psychische und affektive Flexibilität, Handlungsfähigkeit:

Jeder muss sich beständig an eine Welt anpassen, die eben ihre Beständigkeit verliert, an eine instabile, provisorische Welt mit hin und her laufenden Strömungen und Bahnen. [...] Diese institutionellen Transformationen vermitteln den Eindruck, dass jeder [...] die Aufgabe, alles zu wählen und alles zu entscheiden, auf sich nehmen muss“ (ebd. S. 249), und das angesichts einer Zukunft, die stete Veränderung bedeutet.

Die Kluft zwischen der äußeren Zumutung der Autonomie und dem inneren Empfinden einer überforderten Identität führt zu Auszehrung und Erschöpfung. Äußere Ordnung

² Alain Ehrenberg, Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, 2. Aufl. Frankfurt 2015.



*Jeder muss sich beständig
an eine Welt anpassen, die
eben ihre Beständigkeit
verliert ...*

und Gehorsam bestimmen nicht mehr das soziale Handeln. Es geht um Autonomie und Initiative, um Partizipation und Agilität. Ehrenberg will damit nicht zurück „in die gute alte Zeit“ rufen (wie rechtspopulistische Bewegungen unserer Tage),

wohl aber daran erinnern, dass auch diese Entwicklung pathogene, also krank machende Wirkungen hat.

Depression und Burnout sind insofern soziale Pathologien, in denen im Raum der Kirche deren Repräsentanten, die Pfarrer und Pfarrerinnen, den rapiden Prozess der De-Institutionalisierung der Kirche einerseits und der selbstverständlichen Emanzipation und Individualisierung auch im religiösen Bereich andererseits individuell durchleben. Der sich auflösende Rahmen für das eigene Rollenhandeln, eine Zukunft, an der nur gewiss ist, dass sie anders sein wird, und die Zumutung eigenen führerlosen Handelns, schlägt von rastloser Hyperaktivität in Handlungslähmung um.

■ ■ ■ Mein Glaube gibt mir Halt und Orientierung

Ich bin ein leidenschaftlicher Skifahrer. Der Blick von der Höhe, das grandiose Panorama der Berge, der Schwung in die Tiefe, schenken mir innere Weite und Tiefe. Ich brauche solche äußeren Bilder, weil sie mir innere Seelenbilder stiften. Aber die Berge sind auch gefährlich.

Vor einigen Jahren schloss sich urplötzlich eine Nebeldecke um mich. So dicht, dass nichts mehr zu sehen war. Wirklich gar nichts mehr. Alles war nur noch grau. Eintöniges Grau. Kein Punkt, keine Kontur waren mehr auszumachen. Der Schnee war so weißgrau wie der Himmel. Oben und unten, alles war gleich. Nur noch grau.

Es haute mich um. Ich verlor mein Gleichgewicht und stürzte. Auf einer abgebrochenen Schneescholle sah ich mich den Hang hinab rutschen. Ich sah es wirklich. Ich spürte es tatsächlich. Ich versuchte mich festzuhalten. Meine Hände krallten sich in den Schnee. Vergeblich. Kein Halt war zu finden. Dann – von jetzt auf gleich – hielt der Film inne. Eine Skispitze vor mir, daran hielten sich meine Augen fest. Urplötzlich kam die Szene um mich herum zum Stillstand. Es wurde ruhig. Ich stand auf. Nichts um mich herum hatte seine Ordnung verloren. Nur ich. Ich hatte mein Gleichgewicht verloren.

Was war passiert? Unser Auge braucht immer einen Fixpunkt, von dem her unser Gehirn berechnen kann, wo oben und wo unten, wo links und wo rechts ist. Der Nebel hatte meinem Blick diesen Fixpunkt genommen. Da war nur noch Grau. Alles schien gleich. Mein Gehirn hatte die Orientierung verloren. In dem Augenblick wusste ich nicht mehr, wo oben und wo unten ist. Ich war blind. Ich verlor mein Gleichgewicht und stürzte. Bis sich der Wolkennebel lichtete und sich ein fester Punkt auftat, den meine Augen sofort fixierten. Der scheinbare „Einsturz“ meiner äußeren Welt war ausgelöst durch „äußere Vernebelung“, die eine „innere Verwirrung“ bewirkte und mich wiederum einen „äußeren Erdrutsch“ wahrnehmen ließ.

Mein Glaube ist die vertrauensvolle Fixierung auf den festen Punkt, von dem her sich mein Leben verortet. Verliere ich diesen Punkt, weil mir alles nur noch gleich und grau erscheint, verliert alles seine Bedeutung und ich meine Orientierung. Ich verliere meine innere Balance, die äußere Welt erscheint mir im Zusammenbruch und ich stürze. Mein Glaube hingegen lässt mich aufrecht gehen und meinen Weg finden.

Dietrich Bonhoeffer zum Beispiel

Von daher möchte ich mit Ihnen einen Blick in Dietrich Bonhoeffers berühmte Briefe aus seiner Haft werfen, die sein Freund Eberhard Bethge unter dem Titel „Widerstand und Ergebung“ 1951 veröffentlichte.¹ Es ist ein Leben in der Hölle der Sinnlosigkeit, wie es Eberhard Bethge in seinem Vorwort „Nach zehn Jahren“ festhält: „Ob es jemals in der Geschichte Menschen gegeben hat, die in der Gegenwart so wenig Boden unter den Füßen hatten – denen alle im Bereich des Möglichen liegenden Alternativen der Gegenwart gleich unerträglich, lebenswiderig, sinnlos erschienen?“²

Wie lässt sich in der Hölle überleben? Was hat Bonhoeffer in dieser Lage aufrecht gehalten? Anders als mit innerer Kraft und Anstrengung gegen die zerstörerische Macht der äußeren Verhältnisse konnte das nicht gehen. Er musste aus seinem inneren Reichtum schöpfen, um der Lebenswiderigkeit der äußeren Verhältnisse standzuhalten. Seine Briefe aus der Haft sind ein Zeugnis dafür. Und wir können daraus für uns selber lernen.

In seinen Briefen verbietet er sich klagende Gedanken. Die Frage, wie er mit den ihm auferlegten schweren Zeiten gut umgehen kann, beschäftigt ihn schon in den ersten Wochen sehr: „An diesem Wie liegt ja alles, es ist wichtiger als alles äußere Ergehen“ (5. Mai 1943). Er nimmt dankbar wahr, was geht; was ihm an Freiheiten und Möglichkeiten eingeräumt ist.

¹ Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hrsg. von Eberhard Bethge. 10. Aufl. München 1961

² aaO S. 10

„Man wird für Geringes

dankbar, auch das ist wohl ein Gewinn.“ (14. Mai 1943)

„Es kommt darauf an, sich an das zu halten, was man noch hat und kann – und das ist immer noch sehr viel – und das Aufsteigen der Gedanken an das, was man nicht kann, und d.h. den Groll über die ganze Lage und die Unruhe, in sich niederzuhalten.“ (15. Mai 1943). Doch sie tauchen immer wieder auf, genauso wie innere Anfechtung und Verzagtheit. Ein großes Thema: Wie gehe ich mit dem „Erlebnis der leeren Zeit“ um? Bonhoeffer bemüht sich, die Zeit zu füllen. Er schafft sich geistige Arbeit. „Erinnert“ und „vergegenwärtigt“ sich die geistlichen Quellen seines Lebens. Bibellese, Psalter, Lieder, Gebet, Kontemplation sind ihm dabei wichtig (15. Mai 1943). Darin sucht er nach einer „inneren Ausöhnung“ mit dem „Geschickten“. Er entwickelt und folgt einem fest strukturierten Tagesplan, der Pflege, Bewegung, Lernen und Arbeiten umfasst (15. Mai 1943). Er nimmt fröhlich Anteil am Leben der anderen. Wichtig sind ihm alle Zeichen äußeren Kontaktes, ganz besonders die Briefe. Das Verlangen nach Freude „in diesem ernsten Haus, in dem man nie ein Lachen hört ... ist sehr groß und man schöpft alle inneren und äußeren Quellen der Freude voll aus.“ (4. Juni 1943). Bonhoeffer nutzt die Kraft der aktiven Imagination: er ruft sich solche Momente wach, nimmt innerlich Anteil an freudigen Situationen anderer. In seinen Briefen schreibt er sich in eine Gemeinschaft hinein und vergegenwärtigt sich ihre Wirklichkeit, derer er in der Gefangenschaft benommen ist.

Dabei flieht Bonhoeffer in all dem nicht vor der Wirklichkeit. Er sieht sich herausgefordert, realistisch zu glauben. Er fragt nach der Kraft des Glaubens mitten im Leben: „Christus fasst den Menschen mitten im Leben.“ – und nicht nach einem Glauben als erlösende Jenseits-Hoffnung (27. Juni 1944). Er fordert, Gott mitten in der Welt zu glauben und nicht in den Raum subjektiv-intimer Innerlichkeit zu verbannen (8. Juli 1944). Er wehrt dem Kleinen des Menschen im Topos des Sünders. Die Unterscheidung von innen und außen entfällt bei ihm. Er stellt die Frage nach der eigenen Identität: Wer bin ich?

„Wer bin ich? / Sie sagen mir oft, ich träte aus meiner Zelle / gelassen und heiter und fest, / wie ein Guts-herr aus seinem Schloss. ...

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen? / oder bin ich nur das, was ich selber von mir weiß? / Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig, / ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle. ...

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott. / Wer ich auch bin, Du kennst mich, dein bin ich, o Gott!“ (16. Juli 1944)

In seiner Selbstprüfung, die auch den eigenen Glauben nicht auslöst, weicht Bonhoeffer vor der Wirklichkeit nicht aus. Aber er lässt sich von ihr auch nicht erdrücken. Stetig sucht er nach einem integrierten Selbstverständnis seiner selbst von Gott her und ist bemüht, sich mit seiner Lebenssituation „innerlich auszusöhnen“.

Ein realistischer Sinn, der kritisch-prüfende Blick auf sich selbst, ein tiefer „Sinn für den Sinn“ dessen, dem man ausgesetzt ist; Gedankendisziplin, äußere Strukturiertheit; eine Kultur der Dankbarkeit; inne-

re Bilder der Hoffnung – das alles sind Strategien gepflegter Resilienz, die sich auch bei anderen Menschen finden, die vergleichbaren Situationen ausgesetzt waren. Sie können auch uns helfen, unseren Glauben so zu kultivieren, dass wir durch ihn auch unter Widrigkeiten aufblühen.

Das Beispiel von Dietrich Bonhoeffer soll ermutigen. Nicht erdrücken. Es soll zeigen: ich bin nie nur Opfer. Ich kann etwas tun. Ich habe Handlungsspielräume. Manchmal vielleicht nur sehr, sehr kleine. Nackt und ausgesetzt. Einsam und allein. Und daran möglicherweise auch noch mit schuldig. Aber von Gott geliebt. Von ihm beseelt. An dieser Gnade darf ich mich festhalten. Sie trägt mich. Aus ihr darf ich schöpfen. An ihr kann ich mich aufrichten. „Krummes Holz, aufrechter Gang“ formulierte Helmut Gollwitzer. Sie schenkt mir eine Haltung. Haltungen lassen sich nicht machen. Sie wachsen. Aber sie lassen sich üben. Sie lassen sich pflegen – und dazu können unsere Gemeinden Räume bieten.



Christoph Nötzel

Sich als Geistliche/r geistlich begleiten lassen – eine Chance / ein Geschenk



Was ist geistliche Begleitung?

Geistliche Begleitung ist eine besondere Form von Seelsorge, bei der alle Lebens- und Glaubenthemen, die einen Menschen beschäftigen, angeschaut werden, auch und vor allem unter dem Aspekt, was sie im Licht des Glaubens und der Beziehung zu Gott bedeuten.

Es ist eine Weise, das eigene Lebensgespräch mit Gott so ernst zu nehmen, dass ich mir dafür etwa einmal im Monat Zeit nehme, mit einem Menschen, der selbst auf einem geistlichen Weg ist, in größtmöglicher Redlichkeit über das zu sprechen, was mich bewegt: mein Scheitern und Gelingen, meine Freude und mein Leid, meine Konflikte und mein Engagement, mein Gebetsleben und meine Dürre ... und in all dem nach der Gottesspur in meinem Leben zu suchen.

Geistliche Begleitung – eine Chance

Wo finden Geistliche einen Ort, an dem sie sich lassen können, ohne Rücksicht auf Verluste, ganz buchstäblich? Für viele ist Supervision oder kollegiale Beratung eine wichtige Unterstützung für den Dienst. Andere arbeiten in einer Therapie eigene Themen durch. Gottlob gibt es auch viele, die in Sport, Musik, Freundschaften, Hobbies und regelmäßigen fest geplanten Auszeiten Kraftquellen finden.

Parallel zu diesen Möglichkeiten sehe ich in geistlicher Begleitung eine große Chance. Wer im Pfarrdienst immer für andere da ist und viele andere begleitet, für den / die ist jetzt jemand da.

In der geistlichen Begleitung bekomme ich Raum, vor einem Menschen und vor Gott auszusprechen, was mich bewegt.

Ich werde gehört und gesehen. Endlich einmal. Ich kann auch schweigen oder weinen, schimpfen oder beten, schmunzeln oder lästern oder beichten.

Ich vertraue darauf, dass die Person, die mich begleitet, mich mit den liebenden und klaren Augen Gottes anschaut. Ich erlaube ihr, weil ich es Gott erlaube, mir unbequeme Fragen zu stellen und Beobachtungen mitzuteilen:

■ wie ich durch mein Verhalten selbst dafür Sorge, alles alleine machen zu müssen,

■ wieso ich mir einbilde, fleißiger sein zu können als Gott, indem ich permanent das Sabbatgebot missachte

■ wie ich mit anderen barmherzig sein will, wenn ich mich selbst überfordere.

(Oder vieles andere, möge jede / jeder selbst einfügen, welche Fragen es sind, denen sich zu stellen schwer ist, die aber Wandel bewirken könnten.)

Ich erlaube ihr, weil ich es Gott erlaube, mit mir mein geistliches Leben anzuschauen: mein Beten und nicht Beten, meine Erfahrungen mit Stille und Fürbitte, meine Predigtnot, meine Zweifel, meinen Umgang mit biblischen Texten. Ich erlaube ihr, mir Vorschläge zu machen für mein Gebet und meine Schriftbetrachtung, für meine Tagesstruktur und meine Zeitentscheidungen.

*Ich schöpfe Hoffnung, dass
ich etwas anders machen
könnte, ich sammle Erfahrungen,
auch im treuen Üben
und im Verzicht auf die pfeilschnelle Antwort:
Das geht nicht, weil ...*



■ ■ ■ Egal, was passiert, ich weiß: Einmal im Monat gibt es für mich einen Ort, eine Zeit, einen Menschen, bei dem ich erzählen, lassen, loswerden kann, was mich beglückt, beschwert, beschäftigt.

Gemeinsam fragen wir danach, wie Gott sich in meinem Leben zeigt, suchen nach Gottes Willen und Wegweisung für mich.

Und ich erlebe, wie sich in der Kontinuität einer verlässlichen Begleitbeziehung der Kontakt zu Gott entwickelt und vertieft. Die Regelmäßigkeit der Begleitung und das wachsende Vertrauen unterstützen mich darin, wahrzunehmen, was mich von Gott und den Menschen und mir selber trennt, und was mich verbindet und verbündet mit mehr Lebendigkeit, Weite, Freiheit und Liebe. In der geistlichen Be-

gleitung können Geistliche wieder ihrer Sehnsucht nachgehen, ihr Leben auf Gott hin auszurichten und in der Nachfolge Jesu Christi zu leben. Die äußeren beruflichen und kirchlichen Bedingungen ändern sich dadurch nicht.

Der Umgang mit diesen Bedingungen kann sich aber wandeln:

- wenn der Mut wächst, neue Prioritäten zu setzen,
- wenn die Angst sich verliert, nur durch permanente Action und Events noch Aufmerksamkeit für die Kirche wecken zu können,
- wenn die Sucht nach Anerkennung nachlässt, weil die Gewissheit wächst, von Gott geliebt, getragen, gesehen zu sein.

Geistliche Begleitung ist ein kostbares, aber meist kostenloses (oder kostengünstiges) Angebot für Geistliche und andere kirchlich Engagierte, für Menschen, die bewusst ihrer Gottesbeziehung Raum geben möchten. Geistliche Begleitung ist kontinuierlich und verbindlich, und selbstverständlich kann ich der absoluten Verschwiegenheit trauen. Wenn ich mich begleiten lasse, weiß ich, dass der Mensch, der mich geistlich begleitet, selbst in lebendigem Kontakt zu Gott lebt, sich begleiten lässt und mich in der Fürbitte trägt – wie er selbst getragen wird.

Geistliche Begleitung kann für Menschen im Pfarrdienst zum Segen werden: für sie selbst und durch sie auch für andere.

Geistliche Begleitung suchen und finden

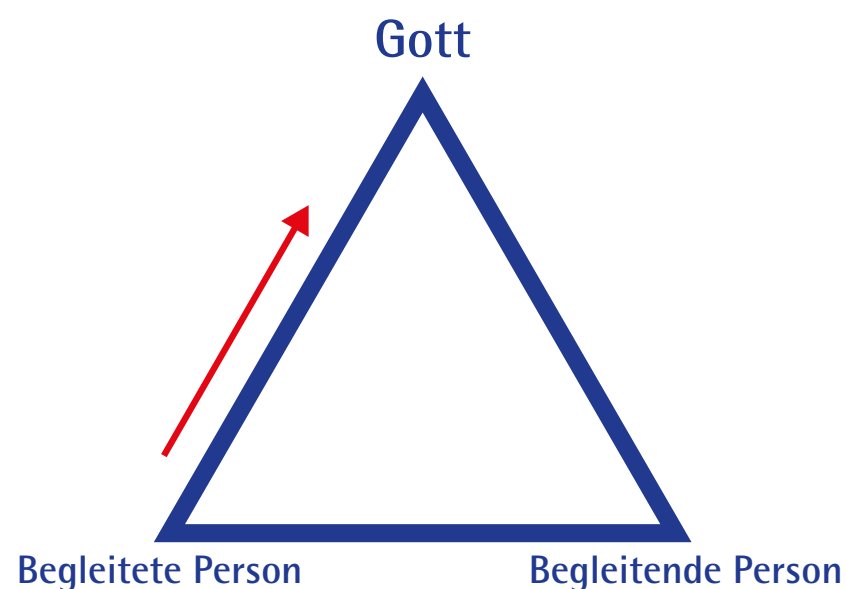
Und wo finde ich einen geeigneten geistlichen Begleiter, eine für mich passende Begleiterin?

In der evangelischen Kirche im Rheinland gibt es inzwischen eine ‚Liste der empfohlenen geistlichen Begleiterinnen und Begleiter‘, im Internet zu finden unter dieser Bezeichnung.

Es macht Sinn zu schauen, wer in der Nähe – aber nicht zu nah ist: vielleicht jemand aus dem Nachbarkirchenkreis?

In der Evangelischen Kirche von Westfalen gibt es ein Verzeichnis von Personen, die entsprechende Weiterbildungen besucht haben und auf geistliche Begleitung ansprechbar sind. Ansprechpartner ist der landeskirchliche Beauftragte für geistliche Begleitung und geistliches Leben Pfarrer Dr. Ralf Stolina.

Geistliche Begleitung als Trialog



Geistliche Begleitung kann für Menschen im Pfarrdienst zum Segen werden: für sie selbst und durch sie auch für andere.

Es ist sinnvoll, sich jemanden mit genug Feldkompetenz im kirchlichen Arbeitsbereich zu suchen, aber auch mit genug Felddistanz. Eine Begleitperson, die zu sehr unter den gleichen Belastungen ächzt, verwickelt sich eher mit eigenen Themen.

Viele evangelische Geistliche lassen sich von geistlich Begleitenden aus der römisch-katholischen Schwesterkirche begleiten, von Ordensleuten, Priestern (oder auch ehemaligen Priestern, die jetzt Familie haben). Katholische geistliche Begleiterinnen und Begleiter sind über die Webseiten der Bistümer oder auch über Klöster zu finden.

In jedem Fall ist es wichtig, wie bei der Vorbereitung einer therapeu-

tischen oder supervisorischen Begleitbeziehung, sich mindestens zwei probatorische Sitzungen zu gönnen. Danach können beide Seiten überprüfen und entscheiden, ob sie sich darauf einlassen können und in einem (meist mündlichen) Kontrakt festlegen, wie oft, wo, wie lange und mit welchen sonstigen Verabredungen die Begleitgespräche stattfinden werden.

Probieren geht über Studieren ...



Gisela von Borries-Kegel

Aufmerksam sein, loslassen und vertrauen lernen

Psychologische und theologische Perspektiven



Fehlt die Bereitschaft zu vertrauen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sich der Mensch durch das Übermaß an Komplexität überfordert fühlt und Angst entwickelt.

Gelassenheit bezeichnet vom Wortstamm her den Zustand, der eintritt, wenn man irgendwo ansässig wurde, eine Heimat gefunden und sich niedergelassen hat. Als seelische Folgen treten in der Regel innere Ruhe und Gleichmut ein. Wer ständig auf Reisen ist und permanent neue Außenreize verarbeiten muss, erfährt eine hohe Stressbelastung. Es besteht die Gefahr, seine innere Mitte aus dem Blick zu verlieren und sich in Nebensächlichkeiten zu verzetteln. Gestresste Menschen laufen unerledigten Aufgaben hinterher und starren angstvoll auf die nächste Verpflichtung. Sie sind unfähig, den gegenwärtigen Augenblick wahrzunehmen und ihn auch zu genießen.

Bedürfnis nach Sicherheit und Kontrolle

In einem Alltag, der heute von vielen als unübersichtlich und vieldeutig wahrgenommen wird, ist das Bedürfnis nach Sicherheit und Kontrolle besonders ausgeprägt. Technische Hilfsmittel wie eine Wetter- oder Hausgeräte-App können in manchen Alltagsbereichen das menschliche Kontrollbedürfnis stillen. Der bedeutende deutsche Soziologe Niklas Luhmann bezeichnete Vertrauen in seinem gleichnamigen Werk als einen Mechanismus zur Reduktion von Komplexität. Komplexität bezieht sich auf die Unsicherheit von Ereignissen, mit denen jeder im täglichen Leben konfrontiert ist. Nach Luhmann sind es vornehmlich vertrauensvolle Erwartungen, die optimistisch in die Zukunft blicken lassen. Vertrauen vermittelt ein Gefühl von Sicherheit angesichts einer potentiell chaotischen Zukunft.

Fehlt die Bereitschaft zu vertrauen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sich der Mensch durch das Übermaß an Komplexität überfordert fühlt und Angst entwickelt. Wie kann sich aber in unsicheren Zeiten gerade im immateriellen Bereich der Beziehungen zu anderen und zu sich selber eine vertrauensvolle Erwartung herausbilden?

Angesichts der zahlreichen Risiken und der Unberechenbarkeit des Lebens sind Zuversicht und Vertrauen menschliche Stärken, den Gefahren der unsicheren Zukunft zu trotzen und optimistisch nach vorne zu blicken. Im *Selbstvertrauen* wird auf eigene Fähigkeiten und Fertigkeiten zurückgegriffen, beim *interpersonellen Vertrauen* richtet sich die Beziehung auf Mitmenschen. Das *Systemvertrauen* bezieht sich auf globale Systeme der Kultur, Wirtschaft oder Politik. Aus psychologischer Sicht dient die Religiosität dazu, eine Lebensdeutung und Weltanschauung zu konstruieren, mit der das Schicksalhafte und Zufällige der menschlichen Existenz überwunden werden kann. Angesichts des unvermeidlichen Lebensendes kann eine religiöse Sinnggebung Hoffnung und Trost stiften.

Hoffnungsvolle Erwartung durch Urvertrauen

Studien belegen, dass Vertrauen für stabile soziale Beziehungen unverzichtbar ist. Darüber hinaus wirkt sich Vertrauen auch positiv auf die Gesundheit aus. Schon vor zwei Jahrzehnten beschrieb der Mediziner Aaron Antonovsky als wichtigste Widerstandskraft gegenüber Erkrankungen das sog. „Kohärenzgefühl“, das er als Schlüssel zur Gesundheit ansieht.

Damit meint er ein grundlegendes, tief verankertes Vertrauen darauf, dass

- die Ereignisse des Lebens vorhersehbar und erklärbar sind,
- sich Lebensprobleme im Prinzip handhaben lassen,
- die Welt es wert ist, sich in ihr und für sie zu engagieren.

Nach dem Entwicklungspsychologen Erik Erikson lernt ein Kind zu vertrauen, wenn sich die Mutter kontinuierlich um das Kind kümmert. Das zunächst in die Mutter gewonnene Vertrauen wird anschließend auf andere Beziehungen ausgedehnt – Urvertrauen ist entstanden. Nach Erikson ist der Erwerb eines soliden Urvertrauens in den ersten Lebensjahren die Voraussetzung für die Bewältigung späterer Entwicklungsaufgaben.

Aufmerksam in der Gegenwart leben

Ein mit Urvertrauen ausgestatteter Mensch kann sich mit großer Neugierde und Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Augenblick einlassen. Das wird heute gerne mit dem Trendbegriff „Achtsamkeit“ beschrieben. Was ist darunter eigentlich zu verstehen? Der amerikanische Arzt Jon Kabat-Zinn hat das Achtsamkeit-Training zu einem bewährten psychotherapeutischen Programm weiterentwickelt, das in sechs Wochen erlernt werden kann und Krankheiten lindern hilft. Achtsamkeit definiert er als „nicht-wertende Lenkung der Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Augenblick“. Achtsamkeit gilt als ein Grundprinzip im Buddhismus. Seit 2500 Jahren wird diese Geisteshaltung in buddhistischen Klöstern geübt. Doch

in den vergangenen Jahren ist daraus ein Modewort geworden. Mit einer achtsamen Haltung sollen alltägliche Aktivitäten an Tiefe und Bedeutung gewinnen. In einem Alltag, der durch die Ausbreitung sozialer Medien, einer Vielzahl medialer Reize und die Erwartung an Multitasking-Fähigkeiten geprägt ist und von vielen als überfordernd erlebt wird, scheint Aufmerksamkeit ein hart umkämpfter und schwer erreichbarer Zustand zu sein. Meditative Praxis soll die Alltagshektik unterbrechen und helfen, den Blick auf Wesentliches zu lenken.

Die Attraktivität und die Verbreitung der Achtsamkeit liegen vor allem darin begründet, dass sie durch die Anleitung zu einer verfeinerten Selbstwahrnehmung dabei

hilft, die äußeren Zwänge und den hohen Druck im Leben zu bewältigen.

Ein waches und vertieftes Erleben des aktuellen Moments soll zu mehr Ruhe, Gelassenheit und Erfüllung führen. Durch die erprobten Übungsschritte kann achtsames Verhalten recht unkompliziert erlernt und angewendet werden.

Achtsamkeit ist jedoch keine Besonderheit der buddhistischen Geistesschulung. Auch in der christlichen Tradition haben sich über Jahrhunderte verschiedene Übungswege der geschulten Aufmerksamkeit für die unsichtbare Gegenwart Gottes herausgebildet. Sowohl in der Ost- als auch der Westkirche wurden Weisen des Gebets und der Kontemplation kultiviert, aus denen

unterschiedliche Schulen christlicher Gottesbegegnung entstanden. In den 1970er Jahren haben sich in den christlichen Einkehrhäusern asiatische Versenkungsmethoden wie Yoga und Zen ausgebreitet. Diese Meditationsbewegung hat nicht die christliche Tradition der Meditation im Sinne der biblischen Betrachtung weitergeführt, sondern zeitgenössische Trends der Körperkultur und der transpersonalen Psychologie aufgegriffen und buddhistische und neuhinduistische Elemente hinzugefügt. Dadurch hat die Meditationspraxis in Bezug auf Körperhaltung, Atmung und Entspannung wesentliche Neuerungen erfahren. Mittlerweile hat der Achtsamkeits-Boom die Nachfolge der in die Jahre gekommenen Meditationsbewegung angetreten.

„Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele“

Dieser Satz stammt von dem Philosophen Nicolas Malebranche, der im 17. Jahrhundert als Priester des Oratorianer-Ordens in Paris wirkte. Auch ohne die zeitgenössische Informationsüberflutung durch die sozialen Medien war es offensichtlich schon damals eine Herausforderung, aufmerksam zu leben. Der Merksatz drückt aus, dass unsere Seele von ihrer Grundstruktur und Anlage her auf Klarheit und Konzentration ausgerichtet ist. Nicht Multitasking und permanent Online-Sein sind dabei gefragt, sondern Verzicht und Konzentration auf das Wesentliche. Dazu gibt es eine aktuelle Studie des Software-Konzerns Microsoft. Das beschämende Ergebnis lautet: Ein Goldfisch ist heute aufmerksamer als ein Mensch. Die Aufmerksamkeitsspanne des Menschen ist zwischen den Jahren 2000 und 2013 um ein Viertel von zwölf auf acht Sekunden gesunken – und liegt damit unter

der eines Goldfisches. Der bleibt immerhin neun Sekunden aufmerksam.

Viele Menschen versuchen heute dem Rummel und Stress des Alltags zu entkommen. 133 Klöster laden in Deutschland zu Tagen der Stille ein, und die Kurse sind ausgebucht und voll. Aber wozu meditieren und in die Stille gehen? Müssen und sollen wir Glauben einüben?

Ein Markenzeichen des Protestantismus ist die Einsicht, ohne eigene Gegenleistung (*sola gratia*) gerechtfertigt zu sein. Glauben zu können ist ein Geschenk, das ich dankbar annehmen darf! Dass man den Ruf Gottes gehört, verstanden und auf ihn geantwortet hat, ist nicht dem eigenen Vermögen zuzuschreiben. Deshalb löst der Gedanke der Übung zunächst vielleicht Unbehagen aus – als solle man sich die Seligkeit verdienen. Schon im Neuen Testament und in den Urgemeinden wird sich über die geistliche Unreife beklagt und im Brief an die Hebräer geworben, „durch Gewöhnung geübte Sinne zur Unterscheidung des Guten und des Bösen“ zu haben. (Hebr 5,14).

Gerade in der heutigen Zeit audiovisueller Überflutung bedarf es der Übung, um die verborgene Gegenwart Gottes wahrnehmen zu können, und geschulter Sinne, um aus der Vielfalt der Wahlmöglichkeiten den richtigen Weg zu finden. Stille hilft mir, zu mir selber zu kommen, innere Unruhe zu überwinden und mich wieder an meine innere Quelle – an Gott – anzuschließen.

*Ein Goldfisch ist heute
aufmerksamer als ein
Mensch.*

Die Bedeutung des Zweifels und Wartens

Die stufenweise Annäherung an Gott erfordert meine Anstrengung. Dabei sind Rückfälle und Krisen elementare Bestandteile der Glaubensentwicklung. Martin Luther hat aus den Erfahrungen seines Gebetslebens drei Säulen der Meditation unterschieden. Neben dem hinführenden Gebet (*oratio*) und dem meditierenden Nachdenken (*meditatio*) über den Bibeltext begriff Martin Luther die Anfechtung (*tentatio*) als den dritten normalen Bestandteil der Glaubenspraxis. Nach Luther muss ein Meditierender mit gefühlsmäßiger Anfechtung und intellektuellem Zweifel rechnen und diesem standhalten. In dieser Auseinandersetzung wachsen ihm jedoch innere Kräfte zu, diese schwierige Wegstrecke zu bewältigen.

Der bekannte spanische Mystiker Johannes vom Kreuz hat seine Anfechtungen bei der Suche nach Gott als die „dunkle Nacht der Seele“ bezeichnet. Mit dem Begriff der „Nacht“ kennzeichnete er die Erfahrung der Verdunkelung, weil sich Gott nicht mehr in gewohnter Weise zeigte. Nach früheren, tiefgreifenden Erfahrungen göttlicher Nähe und Liebe musste Johannes vom Kreuz die Krise der Gottesferne selber erleben. Im Alter von 36 Jahren entführten ihn Mönche eines rivalisierenden Klosters und sperrten ihn neun Monate in ein dunkles Verlies ein, ohne dass er mit jemandem sprechen konnte.

Diese Monate beschrieb Johannes im Rückblick als „dunkle Nacht der Seele“. Er spricht von ihr als dem eigentlichen Weg zu dem rätselhaft verborgenen Gott. Nach dieser existenziellen Krise ist er davon überzeugt, dass Gott nur finden kann, wer sich ohne jede Hoffnung in

die eigene Dunkelheit kauert und die Verlassenheit von Gott erleidet. Später kann Johannes vom Kreuz darin ein bewusstes Handeln Gottes sehen, um ihn auf einen Weg der Läuterung und Reifung zu bringen. In dieser Dunkelheit werde der Mensch aller Selbsttäuschungen ledig, nur Gott könne ihn ausfüllen. In seiner Verlassenheit blieb Johannes nur der nackte Glaube, der nichts mehr hat, sich festzuhalten. Zur Verdeutlichung dieses schmerzhaften Läuterungsprozesses verwendet Johannes das Bild von einem Holzscheit, das im göttlichen Feuer brennt und dabei selbst immer mehr dem Feuer ähnlich wird.

Solch ein Warte-Raum des Innehaltens, des Nachdenkens, des Stillhaltens und Reifens vor dem allmächtigen Schöpfer will das Gebet sein. Natürlich begegnet man dabei zunächst seiner inneren Unruhe, den ungelösten Fragen, der Unerlöstheit. Gott kann jedoch helfen, diese Unruhe zu überwinden und einzutreten in einen Raum der Stille, Schönheit, des Friedens und der Anbetung. Wer in dieser Stille ankommt, hört auf zu grübeln und nachzudenken. Der Verstand hat Pause, die Hoffnung richtet sich ganz allein auf Gott, der Zuversicht und Vertrauen anbietet.



Prof. Dr. Michael Utsch

Zum Weiterlesen:
Henning Freund, Michael Utsch (Hg.): Achtsamkeit aus psychologischer und theologischer Sicht. EZW-Texte 235, Berlin 2015.

„... dir uns lassen ganz und gar“

Vom Lassen im Gottesdienst



Da starte ich doch am besten mit einem Selbstversuch: Sein lassen. Also schalte ich den Computer nicht ein. Auch ein Geblättere in Büchern, in denen Schlaues über Stille, Präsenz, Atmen oder sonst etwas dem *Lassen* Dienliches stehen könnte, fällt heute aus. Also: Gedanken und Assoziationen kommen *lassen* – und auch wieder gehen. Die Liedzeile „... dir uns *lassen* ganz und gar“ steigt mir mit ihrer Melodie in den Kopf – und bleibt. Merkwürdig, habe ich das Lied eigentlich schon mehr als dreimal in meinem Leben gesungen? Jetzt schlage ich doch nach:

Sie stammt aus Martin Luthers Lied „Gott der Vater wohn uns bei“, das im Gesangbuch an erster Stelle der Gesänge zu Trinitatis steht (EG 138). Wer alle drei Strophen singt, hat neunmal „*Lassen*“ in den Mund genommen, darunter die Bitten „*lass* uns nicht verderben“ und „auf dich *lass* uns bauen“. Die Zeile „... dir uns *lassen* ganz und gar“, die mir eingefallen ist, lässt das Wechselspiel anklingen, das Gottesdienste prägt. Denn in ihnen wird gefeiert, dass Gott sich auf die Menschen *einlässt* – und umgekehrt: Die feiernde Gemeinde *lässt* sich auf Gott ein, ja

überlässt sich seiner guten Botschaft. Das deutsche Wort „Gottes-Dienst“ trägt beide Perspektiven in sich: Den Dienst Gottes an den Menschen und den Dienst der Menschen an Gott. Das heißt: Wenn Menschen sich von Gott dienen *lassen*, *lassen* sie etwas an sich geschehen. Und umgekehrt: Wenn Gott sich dienen *lässt*, *lässt* er – oder sie? – etwas an sich geschehen. Wie gewinnt dieses Wechselspiel in Gottesdiensten Gestalt? Viele Worte können „*lassen*“ vorangestellt werden, manche dieser Variationen haben mit Möglichkeiten gottesdienstlichen Feierns zu tun.

Davon werde ich etliche mit meinem kleinen Gang durch gottesdienstliche Elemente *auslassen* – aber das gehört unbedingt zum *Lassen*.

Einlassen und überlassen: Haltung

„Was mache ich direkt vor Beginn des Gottesdienstes?“ – diese Frage stellen wir uns bei einem Pastorkolleg. Ein Kollege berichtet:

Ich setze mich eine Minute vorher in die Sakristei und spüre meinem Atem nach, so kann ich mich auf den Gottesdienst einlassen.

Eine andere betet dazu immer mit der Kantorin, dem Küster und dem Lektor vor Beginn. Andere beneiden sie: Aber dazu ist doch gar nicht die Ruhe! Ich muss doch immer kurz vorher...und dann spricht mich noch jemand an...Einige sagen, dass es geradezu ihr „*Anlasser*“ für den Gottesdienst sei, alle Mitfeiernden vorher per Handschlag an der Kirchentür zu begrüßen. Einigkeit herrscht jedoch darüber: Es geht darum, in eine zugewandt-aktive Haltung zu kommen, die auch Konzentration und Ruhe verkörpert. Das ist ein völlig anderes Bewusstsein als „ICH HALTE den Gottesdienst und muss deshalb alles machen.“ Eine Haltung des gottesdienstlichen Feierns im Wechselspiel hingegen ist von Spannung und *Gelassenheit* gleichermaßen geprägt. Sich einer solchen Haltung zu *überlassen* ist für alle Gottesdienste sinn-

voll, auch wenn sie je nach Form und Anlass variieren kann. Denn zum Lobpreisgottesdienst oder dem mit Gospel gehört „dienen“ und „sich dienen *lassen*“ ebenso dazu wie bei traditionskontinuierlichen Gottesdiensten. Eine Beerdigung braucht eine spannungsvoll *gelassene* Haltung im Sagen, Singen und Stille halten genauso wie die Trauung. Sie hilft im Blick auf übertriebene Spannung in beide Richtungen: zu steif oder zu locker zu agieren.

Auch hier sind Selbstversuche zur Liedzeile „... dir uns *lassen* ganz und gar“ am Platze: Wie komme ich mit meiner Frömmigkeit und meiner Persönlichkeit in diese Haltung für diesen Ort und diese Mitfeiernden?

Unterlassen und freilassen: Lesen

Biblische Lesungen stehen häufig im Konflikt zwischen *unterlassen* und *freilassen*. Denn es ist ein urevangelisches Anliegen, dass der biblische Text für genau die Menschen, die heute da sind, zu verstehen ist. Und dafür gilt es, alles zu tun. So gibt es zuweilen vor Lesungen Hinweise zu Hintergründen und Anliegen des Textes. Diese Präfamina können hilfreiche „Doppelpunkte“ sein. Jedoch können sie leicht ausufern und zur „Voransprache“ werden. Dann wird das kostbare Stück Bibel bloß ein Anhängsel dessen, was ich vorher schon ausgeführt habe. Ist es eine *Unterlassungssünde*, wenn ich dem biblischen Text traue, dass er „pur“ wirken kann? Wenn die Hörenden direkt mit fremden und sperrigen Elementen aus der Bibel in Berührung kommen? Sie in ihren eigenen Wahrnehmungen und Deutungsmöglichkeiten *freizulassen*?

Ich denke auch hier:

Mut zum Lassen täte zuweilen gut. Doch es braucht eine gute Vorbereitung: Welche Bibelübersetzung eignet sich hier und heute am besten für gerade diesen Text? Ich lese ihn gerne vorher für mich laut. Das hilft mir, seinen Aufbau zu verstehen, Schwerpunkte zu setzen und zu Gehör zu bringen. Auch die technischen Fragen haben eine große Wirkung darauf, ob der Text als Teil der Heiligen Schrift wahrgenommen werden kann: Bin ich akustisch gut zu verstehen? Habe ich eine Bibel, aus der ich gut lesen kann? Stimmt die Beleuchtung? Soll ich an bestimmten Stellen hochgucken, um mit den Zuhörenden in Blickkontakt zu kommen? Oder *lasse* ich besser den Blick in der Bibel, um die Konzentration auf die Schrift zu halten und zum Ausdruck zu bringen?

Weglassen und Zulassen: Beten

Im Tagesgebet am Ende des Eingangsteils bitten wir Gott, dass wir nun aufnehmen können, was weiter im Gottesdienst geschieht. Es ist ein kurzes Gebet, in dem das Thema des Sonntags berührt werden kann. Wie ein Doppelpunkt steht es vor den Schriftlesungen und der Predigt oder anderen Verkündigungsformen. Manche Tagesgebete geraten zu lang und haben keine Struktur. Dann ist es schwierig für die Gemeinde, sich darauf *einzu-lassen* und mit Amen zu antworten. Da kann beherztes *Weglassen* helfen und auch Stille zwischen den Worten als einladende Lücke, damit alle innerlich mitbeten können.

Die Fürbitten sind ein längeres Gebet, doch auch hier sind Konzentration und Stille wichtige Elemente.

■ ■ ■ Ich kenne den Gedanken: Wofür und für wen MUSS ich heute beten? Ich will doch konkret und aktuell – aber auch für alle beten! Vergesse ich auch nichts und niemanden? Auch da kann der Mut zum *Weglassen* helfen. Denn natürlich kann ich niemals alles und alle in Worte eines Gebetes fassen. Und schon gar nicht für die anderen, die innerlich mitbeten wollen.

So kann es Pausen zwischen den Bitten geben, die ernsthaft dazu einladen, z.B.: „Gott, wir bitten dich für die, die krank sind.“ Dann folgt eine Stille, damit alle für die Erkrankten aus ihren eigenen Lebenszusammenhängen bitten können. Ich erlebe solche Momente der kollektiven Ruhe oft als sehr dicht. Aber wie kann es gehen, dass sich möglichst viele auf diese Stille *einlassen* können? Dass niemand verunsichert ist, ob und wie es weitergeht und dabei die *Gelassenheit* verliert? Mir ist häufig diese Stille-Lücke zu kurz, ich komme nicht ins Beten hinein. Für andere aber ist sie überdehnt und schwer auszuhalten. Da kann Wiederholung hilfreich sein: Wenn es drei solcher aktiven Stillephasen in einem Gebet gibt, bin ich bei der zweiten und dritten schon sicherer als bei der ersten und kann so gut mitbeten.

Auch andere *Unterlassungen* sprachlicher Art können den Charakter des Gebetes als Anrede an Gott stärken. Wenn ich für Regierende in unserem Land bitte, lockt die Versuchung Gott in meinem Gebet gleich vorzuschlagen, WIE er helfen könnte, z.B.: „Lass sie ohne Machtgier regieren, damit unsere Umwelt frei von Schadstoffen wird.“ Beten lebt aber davon,

dass ich mit Gott rede und schweige. Aber nicht schon weiß, wie es sein müsste, sondern es Gott *überlasse*. Im Vertrauen, dass er es gut machen wird. In den Fürbitten erweist sich das Wechselspiel zwischen dienen und dienen *lassen* als besonders dicht. Fragmente in der Gebetsprache *zuzulassen* ist ebenfalls eine Möglichkeit. „Vielleicht flösse das Licht fließender wenn wir stockender sprächen“, heißt es in einem Gedicht von Richard Exner. Allgemeine und bewährte Formeln sind stabile Säulen von Gebeten, können aber allzu glatt daherkommen. Auch manche geschliffenen Satzgebilde regen nicht dazu an, selbst mitzubeten. So können auch im öffentlichen Gebet stammelnde Töne des Verzweifels und Klagens ihren Raum haben.

Solche Möglichkeiten des *Lassens* im Gottesdienst können wahrgenommen, mutig probiert und genossen werden. Wo sie zum Einsatz kommen, wird auch die Seite des Tuns gestärkt. Denn beides steht in der Spannung eines gleichberechtigten Wechselspiels, keins kann ohne das andere. Dabei wirkt jedes Tun intensiver, wenn auch *Lassen* zu spüren ist.

Nun gibt es keine Rezepte für erfüllende, gelungene Gottes-Dienste. Sie *lassen* sich nicht „machen“ und „halten“ – Gott sei Dank. Doch eine Haltung mit Variationen von „...dir uns lassen ganz und gar“ ist eine gute Wegzehrung für ihre Feier. Dieser Choral wird vielleicht in einer Neuauflage des Evangelischen Gesangbuch nicht mehr zu finden sein – mit wirklich guten Gründen. So gilt es, gelassen zu erproben, wie seine Botschaften in zukünftigen Gottesdiensten in anderen Weisen wahrzunehmen sind.



Gudrun Mawick

Gelassenheit bedeutet Loslassen von Vergangenheit und Zukunft und Freilassen von Ängsten.

© Dr. Ebo Rau (*1945), deutscher Mediziner





Kein Wandel ohne Regeneration

Der einschneidende Veränderungsprozess, in dem sich unsere Kirche seit vielen Jahren befindet, wird auch die nächsten Jahrzehnte andauern und uns weiter fordern. Meine These lautet: wir schaffen das nur, wenn wir die Wandlungsprozesse, in denen wir leben, regenerativ gestalten.

Viele erleben sich überfordert von einer Zukunft, von der nur eines sicher ist: sie wird anders und wir sehen darin alt aus. Resignation und Widerständigkeit ziehen ein. Auch Trauerprozesse werden durchlebt. Nicht wenige leiden unter Burn-out und Depression. Der Veränderungsprozess, in dem wir uns erleben, geht „an die Nieren“: er berührt Identität und Integrationskraft. Vielen geht es ans Innerste. Das ständige Infrage-gestellt-Sein wird ihnen zu einer Herausforderung an ihren Glauben.

Die Wahrnehmung und der Umgang mit dieser Erschöpfung wird zunehmend zu einer bestimmenden Aufgabe, um den Wandel überhaupt angehen und gestalten zu können. Denn womit wollen wir die Zukunft gestalten, wenn uns neben den äußeren auch die inneren Ressourcen verloren gehen? Deshalb liegt in der geistlichen und regenerativen Gestaltung der Veränderungsprozesse eine zentrale kirchenleitende Aufgabe.

Veränderung als Regeneration
Große Veränderungen beginnen nicht außen. Sie fangen bei uns selber an. Sie beginnen mit der Einsicht:

„Ich kann was tun!“

Denn „das System“ sind wir!

Und ich bin ein Teil davon.

Ich bin nicht allmächtig.

Ich bin aber auch nicht

ohnmächtig.

In dem Moment, in dem die eigene Rolle im System erfahrbar wird, nehmen wir uns selbst als (mit-) verantwortliche Akteure wahr und können die Opferrolle verlassen. Wir erkennen, dass wir das kritisierte System ja selber mit gestalten, indem wir seiner Logik in unserem Handeln folgen.

In meinen Beratungen bemühe ich mich immer, ein Umfeld zu schaffen, das es den Leuten ermöglicht, im Licht des Geistes Gottes die Kernfragen der Kreativität zu stellen und daran zu arbeiten: Wer bin ich? Und: Was will ich wirklich tun? Worin liegt meine (Auf-)Gabe? Denn der zentrale Ort der Veränderung ist das Selbst. Zukunftsstarke und kreative Visionen werden aus unserem Inneren heraus geboren. Sie werden aus unserer Intuition heraus generiert. Otto Scharmer, auf dessen „Theorie U“¹ ich mich hierbei beziehe, greift auf das Bild eines Malers vor der leeren Leinwand zurück:

„Wir stehen immer öfter vor der leeren Leinwand, die von uns verlangt, dass wir uns selbst anschauen, auf unsere gemeinsamen Verhaltensmuster blicken und neu erfinden, wer wir sind und wohin wir als Institution, als Individuum oder als Gemeinschaft gehen wollen.“²

Was meint er damit? Im Prozess des Entstehens eines Bildes kann man den Blick zunächst nach außen richten und auf ein Motiv schauen, das „abgemalt“ werden soll. Möchte man kreativer sein, kann man auf das Material schauen, das man für das Malen zur Verfügung hat. Man kann den Blick auf Pinsel und Farben, auf das Werkzeug richten und überlegen, was man damit ma-

¹ Otto Scharmer, Theorie U. Von der Zukunft her führen. Heidelberg 2009.

² ebd., S. 76.



■ ■ ■ chen kann. Schließlich kann man die Aufmerksamkeit auf sich selbst richten und damit auf die Quelle der Intuition, aus der das Bild entstehen soll. Otto Scharmer meint: wir stehen immer häufiger vor Fragen, für deren Beantwortung es weder ein Vorbild noch das hinreichende Werkzeug schon gibt. Wir finden uns vor der leeren Leinwand – und haben nichts anderes als unsere innere Intuition als Quelle der Lösung.

Geistlich steht hinter dem Blick auf die innere Intuition die Frage nach der eigenen Berufung.

Was ist es, was mich bewegt?

Was ist es, was uns bewegt – als Gruppe, als Gemeinde, als Kirche?

Wir haben in unseren Gemeinden und Kirchen in den vergangenen Jahren zahllose Umstrukturierungsprozesse durchgeführt. Bei allem Reformwillen stand dahinter die Sehnsucht: wie flicken wir uns unsere Kirche so zurecht, dass alles so bleiben kann, wie es ist? Mit immer weniger Ressourcen bemühen wir uns, das gegebene Bild der Kirche zu erhalten. Das aber erschöpft. Erschöpfung ist der Verbrauch der inneren Kraft, die wir benötigen, um aufzubrechen. Wer sich erschöpft, zieht sich auf sich selbst zurück. Gegen Herausforderungen werden die üblichen Handlungsmuster abgespult, die aber nicht mehr helfen. Das Bollwerk des Widerstandes und der Abwehr wächst. Dahinter setzt ein destruktiver, zukunftsabwehrender Prozess ein: gegen eine böse Welt, gegen eine schlechte Kirche. Das Empfinden, ausgeliefert zu sein, wächst. Kreativität und Vitalität erschöpfen sich. Gegen den Prozess der Erschöpfung brauchen wir einen Prozess der Regeneration.

Den Prozess der Regeneration gestalten

Der Prozess der Regeneration ist das genaue Gegenteil des Rückzugs auf sich selbst und des üblichen Abspulens vertrauter Denk- und Handlungsmuster. Er führt tiefer und ist grundlegender als Veränderungsprozesse, die bloß reaktiv auf Herausforderungen antworten, oder auch neue Strukturen entwickeln (Re-strukturierung oder Re-organisation), neue Prozesse gestalten (Re-designing) oder neue Konzepte entwickeln (Re-framing). Statt eines bloßen „weiter so“ oder der sich verschließenden Rückkehr ins Gestrige geht es um ein Handeln aus der eigenen Berufung im Licht der Gegenwart Christi und seiner bewegenden Geistkraft. Dafür müssen neue (soziale) Formen der Anwesenheit und der Gegenwärtigkeit eingeübt und in den Veränderungsprozess eingepflegt werden, die zugleich untereinander verbinden und innere Quellen der Kreativität erschließen.

Eine wesentliche Ressource im Prozess der Regeneration ist die Zeit. Verlangsamung erlaubt eine neue Wahrnehmung meiner Denkmuster und meiner eingeübten Verhaltensformen ... und unterbricht so das reaktive Downloaden von Denk- und Handlungsschablonen. Verlangsamung geschieht durch Unterbrechung des „Üblichen“ und durch Unterbrechung in der Begegnung mit anderen und ihren Fragen, Wahrnehmungen sowie durch ihr Feedback. Wir lernen miteinander neu zu sehen, neu zu denken und neu zu wollen. Gelingt das, stellen sich kreative Momente ein, in denen neue Möglichkeiten erspürt werden. Es sind geisterfüllte Augenblicke. Momente der Inspiration, voller schöpferischer Kraft und Intuition. Sie stellen sich immer in oder aus dem gemeinschaftlichen Erleben ein. Häufig vollzieht sich in diesen Augenblicken ein innerer Sprung: ich lasse Altes und Gewohntes los. Ich wage, zunächst nur innerlich, den Sprung in einen neuen Möglichkeitsraum. Bis zu diesem Sprung braucht es viel Zeit und Ruhe. Aber dann muss es schnell gehen. Wer springt, muss los und rasch ins Handeln kommen.

Nun beginnt die Phase der Mühe. Des Prüfens. Des Entwickelns ... bis hin zu dem Moment der öffentlichen Performance.

Jede Phase hat ihr eigenes Tempo. Der Entschleunigung und Verlangsamung am Anfang steht die Beschleunigung in Kreation und Umsetzung gegenüber. Unser quantifizierender Umgang mit der Zeit kann das gar nicht angemessen benennen. Eher können wir dafür aus der Musik lernen: andante, adagio, plötzliches furioso. Leider akzentuieren wir oft genau umgekehrt. Wir beschleunigen, wo wir zur Ruhe kommen müssen; wir bremsen, wenn es in die Aktion gehen muss.

Kirche geht nicht unter. Sie verändert sich bloß.

Die Zukunft, von der die Bibel kündigt, ist die Zukunft, die Gott uns schenkt. Im Vertrauen auf Gottes Zukunft machte sich Abraham aus Haran auf, zog das Volk Israel aus Ägypten, begab sich Jesus nach Jerusalem, brach Paulus nach Europa auf. Niemand von ihnen kannte die Geschichte, auf die er sich einließ. Trotzdem wagten

sie sich auf den dünnen Boden der Verheißung. Sie wagten es im Vertrauen darauf, dass „Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.“ Sie wagten es in dem Glauben, „dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“ (Dietrich Bonhoeffer) Sie wagten es, ohne selbst die Ernte schauen zu dürfen. Sie glaubten trotzdem.

Die Kirche geht nicht unter, sie verändert sich. Bloß weil eine Gestalt von Kirche aufhört, hört nicht die Kirche auf. Die Kirche lebt aus der Gegenwart Christi – und ihrem Mut, ihm zu trauen und auf dem Weg in die Zukunft zu folgen.



Christoph Nötzel

Die Idee wird skizziert.

Erste Umrisse werden festgehalten.

Ausprobieren. Scheitern.

Verwerfen. Neu entwerfen.

Weiter denken.



Gemeinsam Gelassenheit in der Gemeindearbeit einüben



1. Wahrnehmen: Belastungen in Systemen

Belastungen sind an sich nichts Schlimmes. Wenn beim einzelnen Menschen jedoch die Schere zwischen Zeit und Aufgabenfülle sowie zwischen Kompetenz und Herausforderungen dauerhaft auseinanderklafft, kann aus Überlastung Überforderung werden – der Burnout droht. Auch Teams und ganze Organisationen können ausbrennen – auch dann, wenn die Mitglieder eines Teams z.B. als Einzelne überhaupt kein Burnout haben. Die Gründe dafür sind komplex, weil individuelle, gesellschaftliche, strukturelle, kirchliche und geistliche Faktoren ineinander verschachtelt eine Rolle spielen können. Wenn eine Kirchengemeinde also einen erschöpften oder sogar depressiven Eindruck macht, ist die Spurensuche nach den Gründen dafür nicht selten ein heikles Unterfangen und hat zwei wesentliche Voraussetzungen: Die Betroffenen müssen sich helfen lassen und einen externen Blick bzw. externe Beratung zulassen wollen.

In Teams kann dann geschaut werden, wie stark die vier Dimensionen eines Team-Burnouts ausgeprägt sind. Diese Dimensionen¹ sind Team-Erschöpfung (erkennbar an chronischen Überforderungsgefühlen, Kraftlosigkeit und Entschlusslosigkeit), Leistungsminderung (erkennbar an realen Leistungseinbußen verbunden mit Umsetzungsschwäche und Selbstzweifel), Entfremdung (durch sarkastische Team-Stimmung und bestimmte Beschuldigungsmuster) sowie Kohäsionsverlust (erkennbar an reizbarer Stimmung, Fraktionsbildung

im Team, Feindseligkeit nach außen und der Verweigerung, über sich selbst nachzudenken).

In Organisationen (dieser Begriff wird hier pauschal weit verstanden) kann die Spurensuche beim Organisationstyp anfangen. Denn auch Organisationen sind unterschiedlich und können Merkmale entwickeln, an denen man sie unterscheiden kann und die jeweils als Stärke oder Schwäche gelten können. Kirchengemeinden als harmoniebedürftige Organisationen² können in Krisen zu langsam sein, weil sie niemanden zurücklassen wollen. Soziale Organisationen wie Krankenhäuser verlassen sich oft auf „Das haben wir immer schon so gemacht“ und können Vertrauen durch unklare Kommunikations- und Entscheidungsprozesse zerstören. Ansonsten zuverlässige Verwaltungen kommen mit schnellen Umweltveränderungen nicht klar und können von Problemen überrannt werden, bevor sie sie als solche erkannt haben. Eine weitere Möglichkeit wäre die Einschätzung, wie stark bestimmte organisationale Stressdimensionen³ ausgeprägt sind. Dazu gehört der externe Systemstress (alle Faktoren, auf die eine Organisation nur reagieren, die sie aber nicht beeinflussen kann – wie z.B. den demografischen Wandel). Davon unterschieden wird der interne Ressourcenstress (alle Faktoren, die eine Organisation selbst herbeiführt und auch selbst verändern kann – wie z.B. der Rückgang von Ressourcen ohne Anpassung der Aufgabenfülle). Und drittens kennen wir den endogenen Identitätsstress (alle Faktoren, die mit Sinnfragen und Identität verbunden sind – wie z.B. eine unangemessene Fehlerkultur).

¹ Nach Jörg Fengler, Merkmale ausgebrannter Teams. In: Jörg Fengler / Andrea Sanz (Hg.), *Exgebrannte Teams. Burnout-Prävention und Salutogenese*. Stuttgart 2011.

² Zur Typenfrage von Organisationen vgl. Christhard Ebert, *Tun und Lassen. Entlastungsberatung für die Kirche*. ZMiR:Klartext. Dortmund 2013. S. 32ff.

³ Zum Burnout von Organisation vgl. Gustav Greve, *Organizational Burnout – Das versteckte Phänomen ausgebrannter Organisationen*. Wiesbaden 2012.



2. Vorbeugen: Aspekte einer Theologie der Gelassenheit

Wie werden Einzelne und auch Gemeinden mit Stress fertig oder vermeiden ihn gar? Indem sie gelassen(er) werden. Ein paar theologische Perspektiven könnten dazu beitragen:

a. Geistliche Resilienz.¹ Der Begriff „Burn-Out“ verweist auf eine entscheidende existentielle Dimension des gesamten Phänomens von Belastung und Überlastung. Zugespielt hieße es: Ohne „burn“ auch kein „out“. Nur ein brennendes Feuer kann auch ausgehen. Nur das innere Feuer in einem Menschen kann ausbrennen und große Teile der Lebensenergie in diesem Prozess mit vernichten. Von daher liegt die Frage auf der Hand: Was hält das innere Feuer eigentlich am Brennen? Das alte biblische Ur-Bild vom brennenden Dornbusch zeigt, was eine geistlich resiliente Persönlichkeit ausmacht: Ich verstehe, worum es geht (im Ur-Bild durch die Selbstoffenbarung Gottes). Es ist für mich bedeutsam und hat Sinn (im Ur-Bild die Befreiung des Volkes aus der Knechtschaft). Ich halte es für machbar (im Ur-Bild durch die Zusage Gottes: Ich bin mit dir).

Das bedeutet aber, dass ich den Zugang zur Quelle meines inneren Feuers kenne und pflege und mich immer wieder neu auf das Abenteuer der Auseinandersetzung mit Gott einlasse. Und dazu muss ich – wie Mose – immer wieder innehalten und stehenbleiben und mich dem heiligen Land, dem heiligen Raum und der heiligen Zeit überlassen.

b. Das führt fast automatisch zum Gedanken einer sabbatlichen Lebenshaltung. Weil der Sabbat (und nicht etwa der Mensch) Ziel der Schöpfung ist, wäre der Sabbat der Raum, in dem der Mensch zu sich kommt, indem er zu Gott kommt. Verbunden mit dem Gedanken von der Ruhe Gottes (2. Chr. 6, 41, Ps 23, Ps 84) legen sich zwei Aspekte einer sabbatlichen Lebenshaltung nahe: Konzentration auf das Wesentliche und Unterbrechung der Routinen.

c. Was wir in unserer Kirche zur Zeit am dringendsten brauchen, um uns immer wieder neu zu unterbrechen und zu konzentrieren, nannten die alten Hebräer „schub“ – die Hinwendung zu Gott in der ganzen menschlichen Existenz. Die Septuaginta übersetzte mit „metanoia“ – die Erneuerung des Denkens und der Sinneswahrnehmung. In den späteren lateinischen und deutschen Übersetzungen wurde dieser Vorgang nicht mehr so treffend mit „Umkehr“ und „Buße“ bezeichnet. „Metanoia“ kann auch organisational verstanden werden, weil es dann eben auch die Art und Weise verändert, in der wir als Kirche leben und Kirche in dieser Welt gestalten – mit ihren Haltungen, Strukturen und Ressourcen – hin zu einer resilienten sabbatlichen Organisation.

Dass ein solcher geistlicher Transformationsprozess sich ereignet, ist

eine Frucht des Heiligen Geistes. Gemeinden können sich allerdings vorbereiten, vor allem durch das Einüben einer Kultur der Achtsamkeit. Für das Individuum bezieht sich Achtsamkeit auf Körper, Geist, Seele und seine Außenbeziehungen. Bei Organisationen entspricht der Körper den Strukturen und Prozessen, der Geist den Werten und Überzeugungen und die Seele der Gegenwart Gottes in ihr.

Wenn eine Organisation einen Weg in die Haltung organisationaler Achtsamkeit gehen will, wird sie lernen, sich aller dieser inneren und äußeren Aspekte bewusst zu werden, sie aufeinander zu beziehen und sich neu ausrichten zu lassen. Resilienz kann so wachsen.



3. Heilen: die geistlichen Quellen freilegen

Wie einst Mose müssen auch Mensch und Gemeinde immer wieder dem Heiligen Feuer begegnen können, aus dem sowohl die Lebensenergie eines Menschen wie die Kraft einer Gemeinde entspringt. Aber wie kann eine sabbatliche Lebenshaltung in die Abläufe, Prozesse und Routinen einer ganzen Gemeinde „eingebaut“ werden? Hier gibt es eine Reihe von Ansatzmöglichkeiten:

Umfassend sind natürlich alle Maßnahmen, um die organisationale Achtsamkeit zu erhöhen.

In Gremien wird auf die klassische „Eröffnungsliturgie“ verzichtet und stattdessen mit kleinen geistlichen Übungen gearbeitet: Bibelteilen – Meditationen zu Gegenständen, Bildern oder Liedern – Stilleübungen – gemeinsames Gebet – Übungen zu Atem- und/oder Körperwahrnehmungen – bibliodramatische Elemente. Solche Übungen brauchen mehr Zeit als nur Losung und Lehrtext. Aber als Zeit mit und für Gott ist das immer gut investierte Zeit. Ein effizientes Sitzungsmanagement mit strukturierter Tagesordnung, vorbereiteten Beschlüssen und moderierter Diskussion tut ein Übriges. Gremienarbeit könnte dann selbst in der Kirche wieder Spaß machen.

Die Qualität und damit Attraktivität und Anziehungskraft von Gottesdiensten könnte erhöht werden – auch, indem eine Region z.B.

die Karte ihrer Gottesdienstlandschaft herstellt und veröffentlicht.

Veränderungsprozesse können in Gottesdiensten abgebildet werden, können Teil von Klage und Bitte sein, können mit Hoffungsliedern besungen und mit biblischen Texten bzw. deren Auslegung unterstützt werden und können vor allem in Lob, Dank und Abendmahl gefeiert werden.

Eine gemeindliche Vision könnte über einen gewissen Zeitraum hinweg in allen Veranstaltungen eine Rolle spielen und in ihrer jeweiligen Bedeutung besprochen und „bebetet“ werden.

Wüsten- oder Oasentage vor allem für Ehrenamtliche werden regelmäßig angeboten.

Viele Kirchen sind verlässlich geöffnet. Wo immer es möglich ist, gibt es in ihnen „Räume der Stille“ oder „Räume des Gebets“.

Für die geistliche „Grundversorgung“ gibt es neben Gottesdiensten und Andachten an verschiedenen Orten verschiedene spirituelle Angebote. Hier kann man sich durchaus auch auf die Kompetenz von Ehrenamtlichen verlassen.

Nicht nur für persönliche, sondern auch für gemeindliche geistliche Veränderungsvorhaben gelten dabei ein paar Regeln:

■ Niemals allein anfangen, sondern mindestens einen Partner oder eine Partnerin suchen.

■ Niemals alles gleichzeitig tun, sondern mit kleinen Schritten anfangen.

■ Darauf hoffen, dass auch kleine Schritte Auswirkungen haben und auf andere abfärben.



Christhard Ebert



¹ Das Konzept der Resilienz beschreibt, wie es Menschen und auch Organisationen gelingen kann, an Krisen und Überforderungen nicht zu zerbrechen, sondern ganz im Gegenteil daran zu wachsen und Selbstbewusstsein auszubilden. Vgl. Ebert, Tun und Lassen, S. 65ff.

Du kannst etwas, was ich nicht kann – Gabenorientierung entlastet



Viele Glieder – ein Leib

Eines der bekanntesten biblischen Bilder für die Gemeinde ist das Bild vom Körper. Die Gemeinde erscheint dabei als ein funktionaler Körper mit ganz unterschiedlichen Gliedern. Im 1. Korintherbrief (Kap. 12), im Römerbrief (Kap. 12) und im Epheserbrief (Kap. 4) wird dieses Bild benutzt. Immer geht es um die unterschiedlichen Glieder, die mit je ihren Gaben (und Funktionen) für den einen Leib (die Gemeinde) wichtig sind. Jedes Glied hat seine besondere Begabung. Nur so funktioniert der Körper. Wenn das Auge greifen, der Fuß verdauen und die Hand lieber Blut pumpen will, dann geht es schief.

Wenn in der Entwicklung von Gemeindekonzeptionen nach einem biblischen Leittext gefragt wird, ist dieses Bild, besonders so wie Paulus es in 1. Kor. 12 ausformuliert hat, ein sehr häufig vorkommender Text: viele Glieder – ein Leib. Das leuchtet sofort ein. Viele machen mit, jede an ihrem Platz. So sollte es sein. Doch das scheint mehr Wunsch als Wirklichkeit zu sein. Zwar betonen wir in der evangelischen Kirche das allgemeine Priestertum besonders, aber wir leben es nicht immer.

Mehr Mitarbeitende bedeuten mehr Arbeit

Ein Beispiel: „Wir brauchen mehr Mitarbeiter“ höre ich oft als Anliegen, wenn ich zum Thema Ehrenamt eingeladen werde. „Wir müssen die Arbeit auf mehrere Schultern verteilen.“ Dabei geht es dann allerdings oft weniger um das allgemeine Priestertum, als vielmehr darum, Menschen zu finden, die dort mit anpacken, wo wir das wichtig finden. Es geht darum, dass andere uns Lasten abnehmen. Wir erleben

sie nicht als gleichberechtigte Glieder einer Dienstgemeinschaft, sondern als uns unterstellte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Mehr Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bedeuten nicht weniger Arbeit für die Hauptamtlichen. Das Gegenteil ist der Fall. Mehr Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bedeuten mehr Arbeit. Sie bringen alle ihre eigenen Gaben, Ideen und Vorstellungen mit. Es tun sich plötzlich neue Arbeitsfelder auf.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich bin nicht gegen mehr Mitarbeitende, im Gegenteil. Aber zu denken, mehr Mitarbeitende würden uns entlasten, stimmt nicht. Wenn wir uns das Bild des Leibes mit den vielen Gliedern einmal vor Augen stellen, dann wäre es schon merkwürdig, wenn unser Körper sagen würde: Wir brauchen mehr Glieder am Körper. Ein paar weitere Arme wären schön, auch die Pumpleistung des Herzens sollten wir auf mehr Schultern verteilen usw. Allein schon die Vorstellung belastet den Organismus.

Das Haupt und die Glieder

Und dann ist da auch noch die Frage: Wie ist das mit dem Gehirn, mit der Schaltstelle, mit dem Haupt? Brauchen wir da mehrere? Wer ist das?

Paulus beschreibt in seinem ersten Brief an die Korinther den Körper sehr ausführlich. Ganz unterschiedliche Glieder benennt er als Beispiele. Neben Fuß auch Auge und Hand. Aber der Kopf als Haupt kommt nicht vor. Auch das Gehirn nicht.

Im Epheserbrief ist das dann ganz anders. In Eph 4,15 wird das Haupt ausdrücklich erwähnt. Und das Haupt ist weder die Pfarrerin noch

das Presbyterium noch das Landeskirchenamt. Es ist Christus. „Lasst uns wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus.“

Christus ist das Haupt. Wer auch sonst? Aber darunter sind wir alle Glieder. Das entlastet sehr. Keiner von uns muss das Haupt sein, keine muss für alles verantwortlich sein. Wenn wir von Gemeinde reden, dann meint das immer „Gemeinde Jesu Christi“. Auch in der Gemeinde vor Ort geht es darum, Gemeinde Jesu Christi zu sein. Christus ist der Auftraggeber. Von ihm kommen auch die Gaben. Und er erhält seine Gemeinde – wie auch immer sie in Zukunft aussehen wird.

Unter diesem Haupt sind wir so dann verschiedene Glieder. Mit ganz unterschiedlichen Gaben und Aufgaben bringen sich die Glieder in den Organismus ein.

Wichtigere und weniger wichtige Gaben

Manchmal wird versucht, aus den biblischen Texten Gabenlisten zu erstellen, so als gäbe es eine abgeschlossene Gabenbeschreibung. Ein Beispiel dafür ist der Versuch, aus Eph 4,11 die fünf zentralen Gaben zu destillieren: Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer. Aber in anderen Texten kommen dann weitere dazu: Ermahnung, Tröstung, Freigebigkeit, Barmherzigkeit, Leitung, Gebet, Heilung, Zungenrede. Wenn man die biblischen Texte liest, wird sehr schnell deutlich, dass es gar nicht um abgeschlossene Listen geht.



Es geht einfach darum, dass es ganz unterschiedliche Gaben gibt. Und in je unterschiedlichen Situationen sind unterschiedliche Gaben wichtig.

Genauso geht es in die falsche Richtung, wenn man versucht, eine Hierarchie der Gaben zu entdecken: Es gäbe geistliche und natürliche Gaben, und die geistlichen Gaben sind dann die besonderen, die besonders beachtet werden.

Allerdings ist diese Unterscheidung nicht ganz so einfach. Denn selbst Heilung und Zungenrede als klassische „geistliche“ Gaben gab es auch außerhalb des christlichen Bereiches. Sie scheinen nicht unbedingt in besonderer Weise an den Heiligen Geist gebunden zu sein.

Es gibt zwar natürliche Gaben und übernatürliche Gaben. Allerdings wird eine Gabe – egal ob natürlich oder übernatürlich – zur geistlichen Gabe, wenn sie zum Lob Gottes und in seinem Dienst eingesetzt wird. Dabei ist es dann egal, ob es um handwerkliches Können, Leitung oder Zungenrede geht. Wer das, was er kann oder was ihm liegt, einsetzt, um im Einklang mit dem Evangelium dem Leben zu dienen, nutzt seine Gaben geistlich. Sie werden damit zu geistlichen Gaben.

Falls eine Rangfolge in den Gaben aufgestellt werden soll, dann gibt es dazu zwei gute Hinweise im ersten Brief an die Korinther, Kap. 12 und 13:

1. Die wichtigste Gabe ist eine, die allen zugänglich ist: die Liebe.

- ■ ■ 1. Kor 13 führt aus, wie ohne die Liebe keine Gabe zu ihrer eigentlichen Bestimmung findet.
2. Nicht als Rangfolge, aber in der Wertschätzung oder Achtung sollten die Gaben, die eher weniger wichtig oder ansehnlich erscheinen, also die, die wir für unbedeutender oder schwächer halten, besonders beachtet werden (1. Kor 12,21-25). Da können wir noch viel lernen.

Nicht einer hat alle Gaben – Gabenorientierung bedeutet Ergänzung

Es sind viele Gaben, aber es ist ein Leib, schreibt Paulus. Viele Gaben meint dabei auch: viele Personen. Bei der einen oder anderen Gemeinde habe ich manchmal den Eindruck, sie lebt nach der Devise: Unsere Pfarrerin hat viele Gaben.

Viele von uns Pfarrerrinnen und Pfarrer agieren auch so, als könnten sie in der Gemeinde alles – zumindest alles besser. Wenn es in biblischen Texten um die Fülle der Gaben geht, geht es auch um unterschiedliche Personen.

Für jeden Einzelnen bedeutet das dann: Wer etwas besonders gut kann, der kann etwas anderes nicht so gut. Und es ist sehr entlastend, wenn man das zulassen kann. Nicht nur das, was ich kann und für wichtig erachte, ist auch wichtig und wertvoll.



Es ist ein wichtiger Lernprozess, sich an den Gaben der anderen zu freuen und sie genauso wertzuschätzen. „Du kannst etwas, was ich nicht kann, und das ist gut.“

Gaben und Grenzen sind zwei Seiten derselben Medaille. Gott hat sich das so für die Gemeinde ausgedacht. Darum schickt Jesus seine Jünger immer mindestens zu zweit los (Lk 10,1). Darum sagt Jesus: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. (Mt 18,20)

Ein schönes Beispiel ist auch Mose. Mose hat die Gabe der Leitung. Aber er kann nicht gut reden. In der Bibel heißt es: er hat „eine schwere Sprache und Zunge“ (2. Mose 4,13). Mose muss nicht alles können. Gott stellt Mose den wortgewandten Aaron an die Seite. Und später kommt dann auch noch Mirjam dazu mit der Gabe, besonders die Musik und die Atmosphäre im Blick zu haben (2. Mose 15,20f.).

Gabenorientierung fördern

Es lohnt sich für eine Gemeinde, Zeit und Kraft in die Frage nach den Gaben zu stecken und sich über die Gaben anderer zu freuen. Es lohnt sich, darüber nachzudenken, wie die verschiedenen Gaben, die Gott der Gemeinde geschenkt hat, sinnvoll ergänzend eingesetzt werden können.

Eine Möglichkeit dazu sind Gabenkurse. Sehr zu empfehlen ist

dabei der Kurs „Ich bin dabei“. Dr. Silke Obenauer, die über das Thema „Gaben“ promoviert hat, und ihr Mann Andreas Obenauer haben dieses Kurs-Material entwickelt. Beide Autoren arbeiten in der Ev. Kirche in Baden. „Ich bin dabei“ beinhaltet Folgendes: An zwei oder drei Abenden bzw. an einem Wochenende kann mit Menschen darüber nachgedacht werden, welche Gaben sie haben, aber auch – was genauso wichtig ist – welche Leidenschaften sie treiben. Beides gehört ja zusammen: Was kann ich? Und: Was will ich? Eine dritte Fragerichtung betrifft die Zeit: Wieviel Zeit bin ich bereit, in die Gemeinde einzubringen? Alle drei Fragen werden dann zusammengebunden in der Suche nach

dem richtigen Ort für die Mitarbeit und nach dem richtigen Arbeitsfeld. Gespräche mit den (potenziellen) Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern werden geführt.

Am Anfang hatte dieses Programm den Titel: „Mitarbeiten am richtigen Platz“. Dieser alte Titel betont, dass gabenorientierte Gemeindeentwicklung auch bedeuten kann: Jemand, der lange und gut eine Aufgabe gemacht hat, entdeckt plötzlich, dass er eigentlich viel mehr Lust hat, sich woanders einzubringen.

Als ich diesen Kurs einmal mit einer Mitarbeitendenrunde einer Gemeinde durchgeführt habe, entdeckte der Vorsitzende des Presbyteriums, dass er eigentlich nicht die Gabe der Leitung hat. Gefühlt ahnte oder wusste

er das schon. Es ist gut, wenn dann auch Änderungen stattfinden. Wenn dann jemand anderes die Leitung übernimmt, ist das sowohl gut für denjenigen, der es bisher gemacht hat, als auch für die Gemeinde.

Eine andere Möglichkeit ist es, jedes Jahr eine Mitarbeitenden-„Börse“ durchzuführen. Es wird mit allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein Resümee der Mitarbeit des letzten Jahres gezogen und dann gefragt, wer sich für das nächste Jahr wo einbringen oder vielleicht auch erstmal nur ausprobieren möchte. Manche Gaben werden nicht durch Gabenkurse entdeckt, sondern durch Ausprobieren. Im Tun merke ich manchmal erst, was ich kann.

Darum ist es so gut, sich an verschiedenen Arbeitsfeldern zu versuchen. Und wo geht das besser als in der Gemeinde?

Weglassen – Zulassen – Erlassen

Gabenorientierung in der Gemeindeentwicklung ist ein wichtiger Schritt, der im Blick auf das Thema dieses Heftes das Lassen in mehrere Richtungen unterstützt.

Weglassen: Gabenorientierung entlastet Menschen, die sich an den falschen Stellen einbringen, weil sie meinen: Irgendjemand muss das ja machen. Wenn es für eine Aufgabe die nötigen Gaben und Leidenschaften im Moment nicht gibt, kann das auch ein Hinweis darauf sein, dass diese Aufgabe im Moment für uns nicht so wichtig ist. Vielleicht sollen wir sie einfach lassen.

Zulassen: Gabenorientierung lässt ganz neue Wege zu, weil plötzlich jemand seine Gabe und Leidenschaft für ein neues Themenfeld entdeckt. Wir probieren das einfach einmal aus. Erlassen: Gabenorientierung erlässt vor allem Hauptamtlichen die Mühe, für alles zuständig zu sein und alles machen zu müssen.



Kuno Klinkenberg

Vitale Gemeinde

Überblick und Einführung



Ein Team um den anglikanischen Gemeindeentwickler Robert Warren machte eine faszinierende Entdeckung. Gemeinden leben nicht von Programmen. Ihre Vitalität hängt ab von ihren Einstellungen. Es ist eine Frage der Haltung und nicht überkochender Betriebsamkeit. Sich gelassen auf das Wesentliche zu konzentrieren und das gut zu machen, schenkt Gemeinden Strahlkraft.

Hintergrund

Robert Warren hat eines der wirkungsvollsten der vielen anglikanischen Programme zur Gemeindeerneuerung in vielen Jahren erprobt und veröffentlicht.¹ Der Anfangsimpuls war eine Erfahrung in der Diözese Durham: Dort entdeckte Janet Hogson, eine Kollegin von R. Warren, zwei auffällige statistische Zahlen. Zwischen 1990 und 1995 war die Gottesdienstteilnahme überall um 16 % gesunken, aber unter den 260 Gemeinden der Diözese hatten gleichzeitig 25 Gemeinden ein Wachstum von über 16 % Teilnahme. Warum wuchs hier die Beteiligung? Die normalen Faktoren griffen nicht, auffällig war die große Verschiedenheit der Gemeinden: die Gemeinden entstammten allen Regionen der Diözese, umfassten alle sozialen Schichtungen sowie die verschiedenen kirchlichen Traditionen, der Klerus war ebenso unterschiedlich. Weder Umgebung noch Gemeindegröße noch die theologische Prägung noch der Leitungsstil erklärten dieses Wachstum. Was dann?.

Das Team um Robert Warren lud diese Gemeinden zu einem Auswertungstag ein. Ergebnis: Keine dieser Gemeinden wollte dezidiert wachsen, zählbare Ergebnisse waren uninteressant, typischer war die Sehnsucht, eine bessere Gemeinde zu sein. . So schien gesund („healthy“) ein besseres Merkmal zu sein als wachsend („growing“): Wachstum ist das normale Resultat eines vitalen Organismus. Die Merkmale einer gesun-

den Gemeinde werden nicht durch Zahlen erfasst, sondern durch die spürbare Ausrichtung auf bestimmte Ziele, Charakteristiken, Werte und Wünsche. Und die Lebendigkeit wird nicht durch bestimmte Arbeitsformen bestimmt, es ist umgekehrt: Haltungen, Werte und Ziele fördern die Vielfalt gemeindlicher Ausdrucksformen.

Allerdings: Was die Gemeinden miteinander verband waren gemeinsame Grundhaltungen, die sich in einer gemeinsamen Themenliste spiegelte und die sich in anderen Diözesen immer wieder bestätigen sollte. Diese sieben gemeinsamen Haltungen – Warren nennt sie „marks of church“ – sind weiter bearbeitet und reflektiert worden. Diese sieben Merkmale werden nun im Gemeinde-Entwicklungs-Konzept „Vitale Gemeinde“ anderen Gemeinden angeboten, um das jeweilige Gemeindeprofil zu entdecken und daran ihr Gemeindeleben zu entwickeln.

Ein Überblick über die sieben Merkmale



MERKMAL 1: Wir beziehen Kraft und Orientierung aus dem Glauben an Jesus Christus statt die Dinge nur am Laufen zu halten und irgendwie zu überleben.

- *Gottesdienst und Feier der Sakramente:* Menschen bekommen Raum, Gottes Liebe zu erfahren
- *Motivation:* Kraft wächst aus dem Wunsch, für Gott und für andere da zu sein
- *Orientierung an der Bibel:* kreativ und lebensnah
- *Glauben an Christus begleiten:* Menschen helfen, im Glauben zu wachsen und ihn weiter zu geben



MERKMAL 2: Wir richten den Blick nach außen statt uns nur mit uns selbst zu beschäftigen.

- *Vernetzung am Ort:* in Zusammenarbeit mit anderen Kirchen, Glaubensrichtungen, säkularen Gruppen und Netzwerken

¹ Robert Warren, *The Healthy Churches' Handbook. A process for revitalizing your church*, Church House Publishing London 2004 (3. Aufl 2005).

Deutsch: Robert Warren. *Vitale Gemeinde. Ein Handbuch für die Gemeindeentwicklung*. BEGPraxis, Aussaat, Neukirchen-Vluyn 2008, 2., überarbeitete Auflage 2013

- ■ ■ ■ **Frieden und Gerechtigkeit:** leidenschaftlich und prophetisch vor Ort und in der Welt
- **Glaube und Alltagsleben:** gehören zusammen und werden füreinander relevant
- **Diakonisches Handeln:** Menschen erfahren hilfreiche Unterstützung in ihren Alltagsfragen



MERKMAL 3: Wir finden heraus, was Gott heute will. Wir können es nicht jedem Recht machen, aber uns vom Heiligen Geist leiten lassen.

- **Berufung:** Entdecken, was Gott heute will – es sein und tun
- **Vision:** Gemeinsam ein Gespür dafür entwickeln, wohin die Reise geht und dies vermitteln
- **Missionarische Prioritäten:** Kurz- und langfristige Ziele bewusst setzen
- **Einsatzbereitschaft:** von jedem Einzelnen und als Gemeinschaft – so gewinnt Glaube Gestalt



MERKMAL 4: Wir wagen Neues und wollen wachsen statt Veränderung oder Misserfolg zu fürchten.

- **Neue Wege:** Die Vergangenheit wird bejaht, Neues gewagt
- **Risikobereitschaft:** Zugeben, wenn etwas nicht funktioniert, und aus der Erfahrung lernen
- **Krisen:** Auf Herausforderungen für Gemeinde und Umfeld kreativ reagieren
- **Positive Erfahrungen von Wandel:** Auch kleine Erfolge werden dankbar wahrgenommen, um darauf aufzubauen



MERKMAL 5: Wir handeln als Gemeinschaft statt bloß als Club oder religiöser Verein zu funktionieren.

- **Beziehungen:** Sie werden gepflegt (z.B. in Besuchen, Seelsorge, Kleingruppen). Menschen erfahren dadurch Annahme und können im Glauben und Dienen wachsen
- **Leitung:** Ehren- und Hauptamtliche arbeiten als Team zusammen

- **Priestertum alle Gläubigen:** Die verschiedenen Gaben, Erfahrungen und Glaubenswege werden wahrgenommen, wertgeschätzt und eingebracht



MERKMAL 6: Wir schaffen Raum für alle. Wir wollen inklusiv statt exklusiv handeln.

- **Einladend:** Neue sind willkommen und finden ihren Raum im Gemeindeleben
- **Kinder, Jugendliche und Junge Erwachsene:** gehören dazu, können sich einbringen und wachsen im Glauben
- **Suchende:** werden ermutigt, den Glauben an Christus zu erkunden und zu erfahren
- **bunte Vielfalt:** Verschiedene soziale und kulturelle Hintergründe, unterschiedliche geistige und körperliche Fähigkeiten und verschiedene Altersgruppen werden als Stärke gesehen



MERKMAL 7: Wir konzentrieren uns auf das Wesentliche. Wir wollen lieber Weniges gut tun als uns im Aktionismus zu verlieren.

- **Das Grundlegende gut machen:** Gottesdienst, Amtshandlungen, Seelsorge, Organisation und Verwaltung
- **Gottesdienste zu besonderen Gelegenheiten:** helfen das Leben zu verstehen und laden zum Glauben ein
- **Gute Nachricht sein:** die Gemeinde lebt in der Nachfolge Jesu glaubwürdig das Evangelium
- **Mit Freude arbeiten** und gelassen Dinge bleiben lassen¹

¹ aaO

3. Gemeindeentwicklung nach dem Ansatz „Vitale Gemeinde“

Der Weg zum Gemeindeprofil umfasst mehrere Schritte. Zunächst werden zur Erstellung eines Gemeindeprofils die sieben Merkmale von einem Moderator anschaulich vorgestellt. Nun bewertet die Gemeinde anhand dieser „marks of church“, wie sie ihre Gemeinde wahrnehmen. So entsteht eine Momentaufnahme. Das gemeinsame Ergebnis wird in gründlich besprochen und Grundlage einer Ideenwerkstatt zur Weiterentwicklung der Gemeindearbeit. Anschließend an diese Tagesveranstaltung wertet die Gemeindeleitung das Ergebnis aus und entscheidet sich für eine (!) der vorgelegten Handlungsoptionen. Diese Aufgabe wird im kommenden Jahr angegangen. Nach einem Jahr schaut man, was man erreicht hat, und feiert das Erreichte. Nun kann man sich wieder für einen neuen Schwerpunkt für das nächste Jahr entscheiden und den mit neuer Energie angehen.

Schritt für Schritt! Kennzeichnend ist die durchdachte Struktur des Vorgehens: Das Gemeindeprofil wird gemeinsam mit vielen Beteiligten erstellt; das Leitungsorgan entscheidet aufgrund des Gemeindeprofils über die Prioritäten, und richtet sich in der Umsetzung realistisch aus je nach den gegebenen Kräften und Möglichkeiten. Bei der Umsetzung lässt man sich von einer ortsfremden Moderatorin oder einem Moderator begleiten.

4. Die deutsche Homepage www.vitalegemeinde.de

- Die vom Arbeitsbereich Missionale Kirche im rheinischen “Zentrum Gemeinde und Kirchenentwicklung” betreute bundesweite Homepage sammelt Erfahrungen aus Umsetzungen und vernetzt Interessierte. Man findet dort u.a.
- eine Übersicht und Einführung in das Werkzeug
 - den Informationsflyer (zugleich nutzbar als Handout für Teilnehmende)
 - die Arbeitsblätter des Seminars als pdf –Dateien
 - Ablaufvorschläge für Umsetzungen und Zeitpläne für Durchführungen
 - Erfahrungen aus Gemeinden und Kontakt-Adressen
 - Literaturhinweise und weiteres Material aus England



Hans-Hermann Pompe



Der Wanderer erkennt schnell das Problem: „Die Axt ist zu stumpf. Wenn Sie sie schärfen, geht die Arbeit viel müheloser!“

Der Holzhacker antwortet: „Ich weiß, aber zum Schärfen habe ich keine Zeit, ich muss Holz hacken!“

„Wann sollen wir das denn auch noch machen?“ Eine Aussage, die so oder so ähnlich oft von Presbyterinnen und Presbytern zu hören ist. Ständig kommt noch eine Aufgabe, eine Notwendigkeit, eine Idee hinzu. Und wenn dann das in den Blick genommen wird, was schon alles getan wird und getan werden muss, wird die Aufgabe der Gemeindeleitung schnell von der Lust zur Last. Presbyteriumssitzungen ziehen sich endlos in die Länge, jede neue Idee führt nur zur Mehrarbeit: es scheint eine nicht endende Spirale zu sein. Da ist es eigentlich kein Wunder, dass immer weniger Menschen bereit sind, das Amt einer Presbyterin oder eines Presbyters zu übernehmen.

Eine Legende erzählt von dem Menschen, der zufällig bei einer Wanderung an einer Hütte vorbei kommt. Hinter der Hütte hört er jemanden, der Holz hackt und dabei jämmerlich flucht. Er geht dorthin und schaut dem Mann zu. Mit viel Mühe hackt der das Holz, aber die Axt gleitet nicht durch das Holz, wie sie soll. Deshalb nimmt das Schimpfen und Fluchen ständig zu. Der Wanderer erkennt schnell das Problem: „Die Axt ist zu stumpf. Wenn Sie sie schärfen, geht die Arbeit viel müheloser!“ Der Holzhacker antwortet: „Ich weiß, aber zum Schärfen habe ich keine Zeit, ich muss Holz hacken!“

Eine skurrile Geschichte? Vielfach arbeiten wir in den Gemeinden genau so. Bei dem, was zu viel ist,

wissen wir manchmal, dass es gar nicht um das „was“, sondern um das „wie“ geht. Aber wir haben keine Zeit, über Änderungen nachzudenken, weil wir merken, dass auch das Arbeit macht und erstmal zusätzliche Zeit benötigt. Die Axt schärft sich nicht von selbst. Neben allen Visionen, Konzeptionen und neuen Projekten ist es notwendig, auch Gelassenheit einzuüben. Von seiner ursprünglichen Wortbedeutung in der deutschen Sprache her hat das Wort „Gelassenheit“ etwas mit „sich Gott überlassen“ zu tun.

Ob es wirklich richtig ist, von Gott zu erwarten, dass er alles segnet, was wir tun? Oder sollten wir vielmehr Zeit und Energie dafür aufwenden, das zu tun, was Gott segnet? (Und eben anderes zu lassen). Die Bitte „Der Herr segne unser Tun und Lassen“ nicht nur auf das Tun, sondern auch auf das Lassen zu beziehen, ist die Herausforderung.

Eine Möglichkeit, mit diesem Thema umzugehen, ist: es anzugehen. Allerdings geht es dann dabei um eine Veränderung unserer Arbeit. Und das Problem bei bewussten Veränderungen: Sie machen auch immer Arbeit. Die Axt schärft sich nicht von selbst. Auch eine „gelassene“ Leitung will erarbeitet werden. ■ ■ ■

Gelassenheit im Pfarrberuf: Eine Frage der Erfahrung?

Gespräch zwischen den Generationen

Drei Aspekte sind dabei für ein Presbyterium besonders wichtig:

■ Der Anschluss an die Quelle aller kirchlichen Arbeit.

Dass alles, was wir tun, letztlich von Gott abhängt, ist der bleibende tragende Grund der Gemeinde. Identität, Sinn und Inhalt von Gemeinde bestimmt sich von Christus her. Kraft, Mut, Möglichkeiten und Gaben erwarten und erbitten wir von ihm. Das Entscheidende in allem kirchlichen Handeln können wir nicht tun. Es kommt von Gott. Dieses Wissen will als Haltung im Leitungshandeln ständig eingeübt werden.

■ Die Reflexion der eigenen Arbeitsweise als Leitungsgremium.

Was in dem, wie wir arbeiten, schluckt eigentlich zur Zeit besonders viel Energie? Und: Ist das gut so? Oder sollten wir daran etwas ändern? Mindestens einmal im Jahr sollte sich ein Presbyterium Zeit für diese Fragen nehmen und Folgerungen daraus ziehen.

■ Die Reflexion der von der Gemeindeleitung verantworteten Gemeindearbeit.

Wo steckt in dem vielen, was wir tun, Entlastungspotential? Was müssen und wollen wir von dem Vielen wirklich tun? Was können wir auch getrost lassen? Vielleicht muss zur Zeit dabei wirklich der Fokus auf dem liegen, was wir lassen. Denn etwas Neues anzufangen ist immer einfacher, als etwas, das es gibt, nicht mehr zu tun. Etwas nicht mehr zu tun, erzeugt Widerstand. Das ist wie bei einer Wohnung, in die man immer neue Möbel hinein stellt, aber sich von den alten nicht trennen kann. Wer einmal entrümpelt hat, der weiß, wie schwer das ist, aber dennoch auch notwendig.

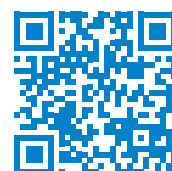
Wie kann ein Presbyterium dieses nun angehen? Am Besten, in dem es in Klausur geht und sich die Zeit eines Wochenendes miteinander gönnt, an dem es nur um diese Themen geht und nicht um die Abarbeitung des Tagesgeschäftes.

Seit Jahren arbeitet der Arbeitskreis Perspektiventwicklung im Amt für missionarische Dienste der EKVW an Instrumenten zur Gemeindeentwicklung. Immer wieder wurde dabei deutlich, dass einer der schwersten Entwicklungsschritte der des Lassens ist. Eine Hilfe dazu ist das Beratungs-Modul: „Leiten in Balance. Gelassen entscheiden, entschieden lassen“. Dieses Modul stellt eine Möglichkeit dar, sich an einem Presbyteriumswochenende solchen Fragen zu stellen.



Kuno Klinkenborg

Infos bei: Kuno Klinkenborg ... oder unter www.amd-westfalen.de/balance.



Wie unterschiedlich Gelassenheit erlebt und erfahren wird und wie man damit umgehen kann, darüber sprach Ingo Nesperke mit Heike Riemann und Daniel Hobe.

Ingo Nesperke:

Heike und Daniel, ihr seid unterschiedlich lange im Pfarrdienst und gehört verschiedenen Generationen an. Es wird immer wieder gesagt, dass die junge Generation ein anderes Verständnis von Berufstätigkeit und Privatleben hat. Damit hat sie auch ein anderes Pfarrbild, als die mittlere Generation der Pfarrerrinnen und Pfarrer, die jetzt in ihren 50ern sind. Wie ist das bei euch mit der „work-life-balance“? Wie passen Beruf und Privates im Pfarrdienst zusammen?

Heike Riemann:

Zusammen passt das nicht. Also wer das Gemeindepfarramt liebt und gerne arbeitet, spürt das schnell. Man ist nie fertig, und es gibt immer Menschen, die auf einen warten. Mir fällt es oft schwer, mich abzugrenzen. Manchmal frage ich mich heute, wie ich das mit den kleinen Kindern geschafft habe.

Daniel Hobe:

Mir gelingt es unterschiedlich gut, Privates und Dienstliches auseinanderzuhalten. Ich versuche es durch Kalenderführung zu regeln: Ich arbeite unter der Woche von Montag bis Freitag. An jedem Tag halte ich den Abend frei oder ich halte an einem Tag mit Abendtermin 2-3 Stunden frei, wo ich was anderes mache. Und am Wochenende keine Meetings und keine Schreibtischarbeit, sondern nur Veranstaltungen und Gottesdienst. Wenn ich meinen Plan durchhalte, geht es mir ganz gut. Schlechter geht es mir, wenn

„Es wird immer wieder gesagt, dass die junge Generation ein anderes Verständnis von Berufstätigkeit und Privatleben hat.“ Ingo Nesperke

ich in dieses „Zweistundenfenster“ doch was rein lege.

Ingo Nesperke:

Was sind eure Antreiber im Beruf? Sind es die Ansprüche von außen, die aus der Gemeinde an euch herangetragen werden, oder sind es mehr innere Faktoren?

Heike Riemann:

Die größten Antreiber sind bei mir ganz klar die inneren. Ich möchte meine Arbeit so gut wie möglich machen. Das heißt, ich bereite mich immer vor. Das schenkt mir dann wiederum eine große Gelassenheit. Die Menschen spiegeln mir oft zurück, dass ich eine große Ruhe und Freundlichkeit ausstrahle. Im Pfarramt, gerade wenn man lange Gemeindepfarrerin ist, wachsen aber auch die äußeren Antreiber. Es ist einfach auch viel Verwaltungskram. Allerdings braucht für mich die Beziehungsarbeit zu den Menschen am meisten Zeit. Wenn Menschen mich anfragen, schaue ich in der Regel möglichst zeitnah, was geht.

Daniel Hobe:

Ich glaube, wenn man sich mehr Termine reinschieben lässt als es für einen gut ist, dann funktioniert das langfristig nicht. Man kann dann kurzfristig was durchziehen und kurzfristig auch das Ziel erreichen. Aber nach einer solchen Woche bin ich total durch und nicht mehr kreativ und auch für Kontakte nicht mehr so präsent. Das ist nicht gut. Darum versuche ich, meine freien Zeiten durchzusetzen. Am schwierigsten ist es natürlich, wenn jemand irgendetwas möchte. Ja, es ist schwer, jemanden zu sagen, wir treffen uns in zwei Wochen.

Ingo Nesperke:

Wie ist das bei euch mit der Kommunikation? Wie geht ihr mit elektronischen Medien dabei um? Nehmt ihr sie als Kommunikationshilfe wahr oder erhöhen Mails und Handy den Zeitdruck noch einmal?

Heike Riemann:

Es ist beides. Es ist natürlich hilfreich, Menschen zeitnah und auch

„Insgesamt hab ich das Gefühl, dass die Schwelle für Kontakt ganz niedrig ist.“ *Daniel Hobe*

Gruppen gleichzeitig über Dinge zu informieren und mit ihnen in Kontakt zu sein. Aber es frisst auch viel Zeit, weil man eben immer schnell informiert ist und auch schnell reagieren muss. Daher mache ich das Handy aus, wenn Freizeit angesagt ist, zum Beispiel sonntagnachmittags. Oder im Urlaub. Ich würde sagen, es ist beides: Fluch und Segen.

Daniel Hobe:

Ich bin froh, dass es die neuen Medien gibt, sonst wäre einiges schwerer. Bei uns gibt es für jedes Team eine WhatsApp-Gruppe. Das macht mir das Leben einfacher. Ich habe zwei Handys. Ich habe kein festes Zeitfenster, wann ich das Diensthandy benutze. Aber wenn ich mal einen halben Tag frei habe, dann schaue ich da nicht drauf. Insgesamt hab ich das Gefühl, dass die Schwelle für Kontakt ganz niedrig ist. Ich bekomme die meisten Seelsorgeanfragen über WhatsApp. So z.B.: „Mir geht es schlecht“, das Thema und den Grund. Ich schreibe dann zurück, dass es mir Leid tut. Und „Ich bete für dich.“ Ich kann ja auch anrufen. Dann entwickelt sich ein Kontakt. Schlechte Erfahrungen

habe ich gemacht, wenn man versucht Konfliktgespräche über WhatsApp zu führen. Also, je schwieriger das Gespräch, desto mehr „face to face“ sollte ich das machen.

Ingo Nesperke:

Ihr beide habt Erfahrung in der Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen der anderen Generation, in Pfarr-Teams. Wo seht ihr Stärken oder auch Schwächen in dem jeweils anderen Dienstverständnis?

Heike Riemann:

Ich habe manchmal das Gefühl, es prallen zwei Extreme aufeinander: Solche Menschen wie ich, die immer nur gelernt haben, rund um die Uhr bereit zu sein und manche von den jungen, die sich für meine Begriffe zu sehr abgrenzen für diesen Beruf. Ein Mittelweg wäre gut und Verständnis von beiden Seiten. Wie man das dann gestaltet und umsetzt, ist eine andere Frage. Was ich für mich gelernt habe in der Zusammenarbeit ist, dass es mein Defizit ist, mich nicht wirklich abgrenzen zu können.

Daniel Hobe:

Ich glaube nicht, dass es mit dem Alter zu tun hat. Die Frage ist doch: agieren oder reagieren? Wenn ich einfach still halte, dann reagiere ich ja immer auf das, was kommt. Es kommt immer was. Ich glaube, dass da weniger entsteht, als wenn man Impulse setzt. Ich versuche, Impulse zu setzen. Es gibt viele ältere Kolleginnen und Kollegen, die machen das genauso. Und viele in meinem Alter, die machen es ganz anders. Die sagen von sich selber: „Ich will meine Gemeinde nicht leiten.“ Dann, würde ich sagen, machst du deinen Job nicht.

Ingo Nesperke:

Wir haben vorhin über die „Antreiber“ gesprochen. Was sind für euch auf der anderen Seite Quellen der Kraft, geistliche oder auch andere? Wo sagt ihr: „Da tanke ich wirklich auf.“

Heike Riemann:

Auf jeden Fall ist es Zeit mit meinem Mann. Außerdem gehe ich gerne schwimmen im Sommer, aber nur im Freibad. Ich bin auch ein kreativer Mensch, ich stricke gerne und mache das oft nebenbei. Kreativität im gestalterischen Tun ist für mich was Entspannendes. Ich gehe auch oft in die Gottesdienste meiner Kollegen. Diese Stunde Gottesdienst ist eine Insel für mich. Und ich bete jeden Abend vorm Schlafengehen.

Daniel Hobe:

Ich mache morgens meistens Stille Zeit. Meine Frau ist dann schon weg. Ich gehe gerne in den Gottesdienst. Es ist schön, wenn mich keiner kennt. Dann bin ich auch entspannter.

Unsere Familien wohnen in Norddeutschland. Einerseits schade, dass sie so weit weg sind. Aber dann, wenn wir dahin fahren, ist es eine andere Welt. Das heißt, es ist wirklich privat. Da kann ich gedanklich loslassen und erhole mich. Deswegen macht es für mich einen großen Unterschied, wenn ich mal zwei Tage raus bin.

Ingo Nesperke:

Wir haben uns dem Thema in mehreren Schritten genähert: Gelassenheit im Pfarrberuf und die Herausforderung, etwas zu lassen, wegzulassen, zuzulassen oder sich auf etwas einzulassen. Zum Abschluss: Wie ist euer Zwischenfazit? Welche Erfahrungen habt ihr bislang damit gemacht?

Heike Riemann:

Je länger man in diesem Beruf arbeitet, desto mehr merkt man, dass sich Themen wiederholen. Und dass man manchmal mit viel Engagement Dinge nach vorne bringen wollte, die hinterher versanden oder in Ordnen landen. Ein Fazit aus meiner langen Berufserfahrung ist, dass alle Anstrengung nichts nützt, wenn Gottes Segen nicht darauf ruht. Wenn sein Geist nicht weht. Erzwingen kann man gar nichts. Manches stellt sich ein, ohne dass man es gewollt und gesucht hat. Ich habe das konkret gemerkt in der Fusion mit der Nachbargemeinde. Am Anfang waren die Wogen unglaublich hoch. Inzwischen geht es alles ein bisschen gemächlicher. Wir sind auf dem Weg, wir sind unterwegs. Manchmal bin ich zu schnell und denke, das müsste doch jetzt schneller gehen. Aber ich merke dann: „Stopp! Verlier die anderen nicht im Galopp!“

„Je länger man in diesem Beruf arbeitet, desto mehr merkt man, dass sich Themen wiederholen.“

Heike Riemann

Daniel Hobe:

Wenn ich mich überfordert fühle, versuche ich mich dran zu erinnern, dass alles, was entscheidend ist, der Geist geben muss. Wenn Gott seinen Segen nicht drauf legt, dann entsteht auch nichts, was Bedeutung hat. Ich versuche die Dinge so gut zu machen, wie ich es halt kann. Es muss reichen, dass ich mein Bestes gebe. Aber ich glaube, man kann auch auf der anderen Seite vom Pferd fallen, im Sinne von „Gott muss es geben“. Ich kann ja auch schlecht vorbereitet meinen Mist vorlesen. Das finde ich nicht richtig. Man muss die Waage halten.

So zu denken, gelingt mir nicht immer. Aber ich versuche mich daran zu erinnern.

Ingo Nesperke: Vielen Dank für das Gespräch.



Heike Riemann,

Jg. 1964, über 25 Jahre Gemeindeführung, Pfarrerin in der KG Bredenscheid-Sprockhövel im Kirchenkreis Hattingen-Witten. und



Daniel Hobe,

Jg. 1987, seit zwei Jahren als Pfarrer im Probedienst in der Gemeinde Creative Kirche in Witten – einer neuen Gemeindeform. im Gespräch mit



Ingo Nesperke, Jg. 1965, Leiter des AmD Westfalen, zuvor 11 Jahre Superintendent.



Salutogenese¹ aus landeskirchlicher Sicht

In einem Interview in der Süddeutschen Zeitung wurde der Intendant der Bayerischen Staatsoper, Nikolaus Bachler, gefragt, wie er seine Freizeit verbringe und wie er seine Kraftreserven wieder auffülle. Sinngemäß antwortete er: Ich trenne nicht zwischen Arbeit und Freizeit, sondern schöpfe meine Lebenskraft aus meiner Arbeit.¹

Als Personalchef der Evangelischen Kirche im Rheinland würde ich keinem Mitarbeitenden empfehlen, nicht auch manchmal eine Grenze zu ziehen zwischen Arbeitszeiten und arbeitsfreien Zeiten. Nein. Ich muss nicht Tag und Nacht die Mails checken, und ich sollte auch mal ein Buch lesen, das ich nicht in der kommenden Woche im Unterricht oder der Erwachsenenbildung verwende. In vielen Fällen halte ich es für unanständig, den Kolleginnen und Kollegen zwischen 19:00 und 7:00 mit meinen Mails zu zeigen, dass ich immer noch arbeite!² Gleichzeitig warne ich seit vielen Jahren davor, bei der Suche nach einer ausgewogenen Work-Life-Balance, die Arbeit als den alleinigen Ressourcenkiller und das (Freizeit-)Leben als die alleinige Ressourcenquelle anzusehen. Die Arbeit soll auch Spaß machen dürfen. Sie kann meinem Leben Sinn und Erfüllung geben. Und davon erzählen mir viele Kolleginnen und Kollegen.

¹ Unter Salutogenese verstehe ich alle Maßnahmen, die ich einerseits selbst ergreife, um möglichst gesund zu bleiben bzw. wieder gesund zu werden. Und zum anderen als Rahmenbedingungen, die die Landeskirche bzw. die Presbyterien schaffen, dass ihre Mitarbeitenden sich nicht nur auspowern, sondern ihre Kräfte sammeln und fokussieren können.

² Süddeutsche Zeitung vom 23.06.2017.

³ Vielen Mails, die nach 1:00 Uhr in der Nacht meinen Posteingang erreichen, hätte ohnehin ein nüchterner Vormittag noch gut getan.

Pfarrerinnen und Pfarrer

Natürlich ist das Thema Salutogenese in der Abteilung Personal im Landeskirchenamt angekommen.³ Da sich das Dienstverhältnis der Pfarrerrinnen und Pfarrer mit der Landeskirche begründet, bin ich mit vielen Pfarrerrinnen und Pfarrern in Personalgesprächen, in Pfarrkonventen oder bei anderen Gelegenheiten im Gespräch.

Gerade im Pfarrdienst sind in den letzten Jahrzehnten immer neue Pflichtaufgaben hinzugekommen. Eine immense Arbeitsverdichtung hat stattgefunden. Und ich höre von vielen Pfarrerrinnen und Pfarrern, dass sie keine Zeit und keine Kraft mehr haben, sich auf neue und innovative Arbeitsfelder zu begeben, obwohl sie inhaltlich diese für sinnvoll halten und sie sich vorstellen können, dass es Spaß machen würde, mal etwas Neues zu entwickeln und auszuprobieren.

Für theologisches Arbeiten und für mußevolle Predigt- und Unterrichtsvorbereitung fehlen oft die Zeit und die mentale Kraft.

Manche Kolleginnen und Kollegen leiden darunter, dass sich die Zusammenarbeit und das soziale Miteinander mit Kollegen, Mitarbeitenden oder dem Presbyterium als schwierig und konfliktreich gestalten.

Nicht zuletzt glaube ich, dass der gefühlte Relevanzverlust des christlichen Glaubens in unserer Gesellschaft, der Abstieg des Pfarrberufs im Berufsranking und die sinkenden Zahlen (Kirchenmitglieder, Finanzen, Personal) vielen Mitarbeitenden

⁴ Die Pfarrvertretung macht sich seit geraumer Zeit in Gesprächen mit der Kirchenleitung für das Thema stark. Sehr hilfreich und anregend finde ich in diesem Zusammenhang das Buch von Pfarrerin Heike Schneidereit-Mauth, Ressourcenorientierte Seelsorge, Salutogenese als Modell für seelsorgliches Handeln. Gütersloh 2015.

in der Kirche schwer auf der Seele liegen. Vertrauen, Zuversicht und Hoffnung verflüchtigen sich.

Wir wissen, dass Überlastung, Burnout und Erschöpfungsdepression in allen Berufen und Berufsgruppen vorkommen. Gleichzeitig weiß ich auch aus eigener Erfahrung, dass der Pfarrberuf – im Besonderen im parochialen Gemeindedienst – wenig Grenzen setzt. Vieles bleibt der Selbstverantwortung der Kolleginnen und Kollegen überlassen.

Die Arbeit soll auch Spaß machen dürfen. Sie kann meinem Leben Sinn und Erfüllung geben.

Pastoralkolleg 6.1.2: Atem holen
5. bis 9. März 2018
Haus Barmen, Spiekeroog
Leitung: Pfarrer Matthias Mißfeldt,
Vorstandsvorsitzender des Krankenhausseelsorgekonvents der EKVW,
Dortmund

und

Pastoralkolleg 6.1.5: Atem holen
19. bis 23. März 2018
Haus Barmen, Spiekeroog
Leitung: Dr. Christiane Hoeren,
Steinfurt; Pfarrerin Dr. Friederike
Rüter, Villigst (IAFW)



Was tue ich als Leiter der Abteilung Personal für die Salutogenese?

Gemeinsam mit der Landessynode können wir Maßnahmen ergreifen und Rahmenbedingungen schaffen, die Mitarbeitende in unserer Kirche ressourcenorientiert arbeiten zu lassen. Ich möchte zunächst Kolleginnen und Kollegen dazu ermutigen, die Salutogenese als eine für sie persönlich existentiell wichtige Frage zu betrachten und sich nicht ausschließlich als Getriebene der Verhältnisse in der Gemeinde, im Presbyterium, im Kirchenkreis oder der Landeskirche zu sehen.

Zunächst einmal appelliere ich jedoch an die erwachsene **Eigenverantwortung** der Mitarbeitenden: Jeder von uns weiß, dass Alkohol und Nikotin meiner Gesundheit abträglich sind. Jede weiß, dass Geist und Körper Pausen brauchen. Jeder weiß, dass ein Spaziergang an der frischen Luft mir gut tut. Es gehört zu einem verantwortungsvollen Umgang mit sich selbst, nicht zu arbeiten, wenn man krank ist. Guter und ausreichender Schlaf gehört auf der Prioritätenliste nach ganz oben.

Ich halte es für ausgesprochen wichtig und wünschenswert, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer sich Zeit nehmen und Raum schaffen für ihre persönliche Frömmigkeit. Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand guten Mutes, der singe Psalmen (Jak 5,13).

Wer sich am Morgen 10 Minuten Zeit nimmt, Gott zu danken für das, was ist, Gott anzuvertrauen, wie es ihm geht und was ihm Sorgen bereitet, und Gott für sich und seinen Nächsten um Hilfe zu bitten, der unterbricht das stete Funktionieren, der gewinnt Abstand vom alltäglichen Aktionismus und der bringt sich und sein Leben in Kontakt mit dem Gott, der das Leben will. Die Bibel ist eine so reiche Sammlung an Glaubens- und Lebenserfahrung. Töricht wäre, wenn ich sie als Geistlicher nicht auch als Kraftquelle nutzte. Ich habe gute Erfahrungen damit gemacht, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer irgendwann für sich ein Lebensthema entdeckt haben, das ihnen Aufmerksamkeit abverlangt und Anerkennung und Erfüllung beschert. Ohne dass es zum Freizeitstress kommt: Ein Opernabo, das

Training für einen Halbmarathon, die Gründung einer Punkband oder die Anschaffung eines Hundes, der von mir verlangt, zweimal am Tag nach draußen zu gehen.

Vier Maßnahmen möchte ich beschreiben, die die Landeskirche für ihre Mitarbeitenden ergreift. Maßnahmen, von denen sie sich erhofft, dass sie der Salutogenese ihrer Mitarbeitenden dienen.

Wir wissen, dass das **Haus der Stille** in Rengsdorf von vielen Pfarrerrinnen und Pfarrern genutzt wird, um sich eine Auszeit vom Laufen im Hamsterrad zu nehmen. Gäste des Hauses können sich darin üben, ihre individuelle Frömmigkeit neu einzuüben. Die Leiterin des Hauses versteht das Haus der Stille ausdrücklich als einen Ort, wo Mitarbeitende sich neu der Kraft des Evangeliums sowie ihrer persönlichen Ressourcen und Lebenskräfte bewusst werden können.

Wenn die Übersicht darüber verloren geht, welche Aufgaben denn eigentlich wichtiger und welcher unwichtiger sind, und wir ziellos von einer Arbeit zur nächsten driften, helfen **Supervision und**

Coaching. Supervisorinnen und Coaches helfen dabei, das berufliche Handeln zu strukturieren und zu fokussieren: Leistungsverhalten verbessern, Arbeitsabläufe besser organisieren, Konflikte im Team bearbeiten. Wir empfehlen Presbyterien und Kirchenkreisen, Pfarrerrinnen und Pfarrern sowie Mitarbeitenden Supervision und Coaching als Hilfe zur besseren und persönlich passenden Organisation des eigenen Arbeitsfeldes.

Ich persönlich habe es immer als eine große Bereicherung erlebt, wenn ich mich bei **Fort- oder Weiterbildungen** für ein paar Tage mit einem Thema beschäftigen durfte und dem Hamsterrad Termin kalender den Rücken zugekehrt habe. Besonders interessant fand ich im Zusammenhang des Themas Salutogenese im Programm des Gemeinsamen Pastoralkollegs einen Kurs mit dem Titel „Auftanken und Schätze heben, Selbstmanagementtraining mit dem Zürcher Ressourcen Modell“. Die Personalabteilung im Landeskirchenamt fördert im Rahmen ihrer Möglichkeiten die Fortbildung im Gemeinsamen Pastoralkolleg und unterstützt Kolleginnen und Kollegen bei Weiterbildungsmaßnahmen.

Die Landessynode der EKdR 2017 hat beschlossen, dass in den Presbyterien **Vereinbarungsgespräche** über die Aufgaben der Theologinnen und Theologen zu führen sind, damit Pfarrerrinnen und Pfarrer ihre Arbeitszeit ‚mit dem Wesentlichen‘ verbringen können. Es ist nicht allein Sache der Pfarrerrinnen und Pfarrer, ihre Arbeitsfelder zu beschreiben. Vielmehr soll dies in Abstimmung mit der Konzeption der gemeindlichen Aufgaben geschehen. Derzeit entwickeln wir in der Personalabteilung Leitfäden und Muster-

*Wer sich am Morgen 10 Minuten Zeit nimmt,
Gott zu danken für das was ist, Gott anzuvertrauen,
wie es ihm geht und was ihm Sorgen bereitet,
und Gott für sich und seinen Nächsten um Hilfe
zu bitten, der unterbricht das stete Funktionieren, ...*

prozesse für diese Vereinbarungsgespräche. Ich glaube, dass diese Vereinbarungsgespräche eine gute Gelegenheit bieten, eine erneute Aufgabenkritik für alle Aufgabenfelder in der Gemeinde durchzuführen, und dass sie nicht nur dazu dienen, den Pfarrerrinnen und Pfarrern einen ressourcenorientierten Arbeitsplatz anbieten zu können.

Der Pfarrberuf ist in besonderer Weise auf Berufung angewiesen. Das ist eine Ressource. Aber zugleich eine doppelte Gefahr: Überidentifikation kann dazu führen, die Grenzen der Belastbarkeit ständig zu überschreiten. Wenn jedoch die Berufung verloren geht, kann man den Pfarrberuf nur sehr schlecht wie irgendeinen Job ausüben. Ich wünsche mir, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer gerne arbeiten. Dass die Arbeit ihnen Freude bereitet und Erfüllung gibt. Wenn es darum geht, Gott

den Weg zu den Menschen zu bereiten, dann braucht es dafür Menschen, die sich selbst von der Kraft des Evangeliums getragen wissen, und die mit Vertrauen, Liebe und Hoffnung den Menschen begegnen können.

Als Leiter der Abteilung Personal ist es mir ein großes Anliegen, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer, sowie die Mitarbeitenden einen Arbeitsplatz haben, an dem sie nicht nur ihre Lebenskraft lassen und verbrauchen, sondern dass die Mitarbeitenden Wertschätzung erfahren, sich in ihrer Persönlichkeit gestärkt erfahren und ihnen ihre Arbeit Sinn stiftet und Erfüllung gibt. Was ich dazu beitragen kann, will ich gerne tun.



Vize-Präses OKR
Christoph Pistorius

Gelassenheit lernen im Pfarrberuf



Gelassenheit lernen – können die Landeskirchen dabei unterstützen? Im ersten Moment neigt man dazu, diese Frage negativ zu beantworten, denn Gelassenheit beschreibt eine innere Haltung der Ruhe. Der Begriff kommt aus dem Mittelhochdeutschen und bedeutet dort ursprünglich: „gottergeben sein“. Und wird nicht im Gegenteil die Landeskirche mit hohen Anforderungen und strengen Regeln gleichgesetzt, die eher Stress und Unmut auslösen als Gelassenheit hervorrufen und befördern?

In der Evangelischen Kirche im Rheinland und in der Evangelischen Kirche von Westfalen hat sich in den vergangenen Jahren die Einsicht durchgesetzt, dass es eine wichtige Leitungsaufgabe ist, die Gesundheit und das Wohlergehen der kirchlichen Mitarbeitenden im Blick zu haben und Maßnahmen zur Unterstützung und Förderung zur Verfügung zu stellen. (Vgl. z.B.: „Zeit fürs Wesentliche – Perspektiven auf den Pfarrberuf in der Evangelischen Kirche im Rheinland“, 2014)

Besondere Belastungen in den kirchlichen Berufen und im Pfarramt

Wie in anderen Berufen auch registrieren viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kirche und Pfarrerinnen und Pfarrer erhöhte Anforderungen, die durch Beschleunigung und Arbeitsverdichtung entstehen. In der Kirche kommen einige spezifische Faktoren hinzu:

Aufgabe der Kirche ist es, durch Reden und Handeln das Evangelium an alle zu verkündigen, konkret in Seelsorge, Gottesdienst, Unterricht, Bildung und Diakonie die christliche Botschaft lebendig und hilfreich werden zu lassen. Das Ziel ist groß-

artig und zugleich grenzenlos. Dem entspricht eine Aufgabenfülle, die sich schwer umgrenzen und strukturieren lässt.

Zugleich erleben kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den zunehmenden Bedeutungsverlust der Kirche am eigenen Leib. Trotz erhöhter Anstrengung ist „Erfolg“ selten sichtbar.

Aufgrund von Streichungen von Pfarrstellen und anderen Mitarbeitendenstellen kommt es zu einer erhöhten Aufgabenbelastung. Trotz des Rückgangs von Mitarbeitenden werden die Aufgaben oft nicht reduziert. Die große zeitliche Belastung bei den Pfarrerinnen und Pfarrern – laut Umfrage arbeiten Pfarrer und Pfarrerinnen 55 Stunden pro Woche (N.Schneider/V. Lehnert, Berufen-wozu? S. 117) führt dazu, dass Kraftquellen wie geistliche Einker, Hobbys, Freundschaften, Sport, familiäre Unternehmungen etc. zu wenig genutzt werden können.

Als Folge davon fühlen sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kirche, insbesondere auch die Pfarrerinnen und Pfarrer stark eingespannt und gehetzt. Hält dieser Zustand über längere Zeit an, stellen sich Zustände von Erschöpfung und Lustlosigkeit ein. Die Freude an der Arbeit droht zu versiegen und einige gleiten in einen totalen Erschöpfungszustand oder eine psychische Krise.

Die Evangelische Kirche von Westfalen hat in den letzten Jahren und insbesondere im Verlauf des von Präses Kurschus angestoßenen Beratungsprozesses „Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche“ verschiedene Maßnahmen zur Salutogenese neu eingeführt, anderes, lange Bewährtes wird in der EKvW bereits seit Jahren vorgehalten. Ein Überblick und detaillierte Informati-

onen finden sich unter www.gesund-im-pfarramt.de.

Einige Maßnahmen und Angebote werden im Folgenden kurz dargestellt:

1. Sorge um die Gesundheit als Leitungsaufgabe

Besonders in Zeiten des Rückbaus sind die unmittelbar Vorgesetzten die ersten Ansprechpartner. Sie unterstützen die Strukturierung der Arbeitsfülle, ermöglichen eine Aufgabenkritik und tragen wirksam zur Entlastung bei. Für die Pfarrerinnen und Pfarrer sind das die Superintendentinnen und Superintendenden im Zusammenwirken mit den Presbyterien. Zu den Instrumenten gehören die Erstellung von **Gemeindekonzeptionen**, **Stellenbeschreibungen** und **Dienstanweisungen** sowie die **Visitation** und das **Regelmäßige Mitarbeitendengespräch**. Bei der Erstellung von Dienstanweisungen für Pfarrerinnen und Pfarrer ist darauf zu achten, dass der Katalog der pfarramtlichen Aufgaben mit einem realistischen Zeitrahmen unterlegt ist. Die Evangelische Kirche von Westfalen gibt aktuell den **Aufgabenplaner für das Pfarramt** zur Erprobung frei, der im Zuge des Prozesses „Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche“ erarbeitet wurde. Dieser geht den Pfarrämtern und Presbyterien in Form einer Broschüre „Alles hat seine Zeit – Pfarramt mit Maß und Ziel“ zu und steht zugleich als Webanwendung www.aufgabenplaner-ekvw.de zur Verfügung. Für eine Einführung in den Aufgabenplaner z.B. für Pfarrkonferenzen steht der Referent für Personalentwicklung im LKA, Pfarrer Michael Westerhoff, gern zur Verfügung. Insbesondere wenn Stellenanteile entfallen sind, muss auch eine Verringerung der

■ ■ ■ Aufgaben erfolgen. Es muss konkret benannt werden, was zu lassen ist. Im Rundschreiben 35/2012 wurde geregelt, dass ein dienstfreier Tag in der Woche regelmäßig wahrgenommen werden soll und es möglich ist, einmal monatlich zwei Tage in der Kalenderwoche zusammenhängend abwesend zu sein, wenn für Vertretung gesorgt ist.

2. Supervision und Beratung

Aufgrund der ausgeprägten Selbststeuerung und hohen Verantwortlichkeit in den kirchlichen Berufen und im Pfarramt sind begleitende unterstützende Beratungsangebote von wichtiger Bedeutung. In der EKvW wurde in den letzten Jahren ein qualifiziertes und gut ausgebautenes Beratungsnetz etabliert, um Pfarrer und Pfarrerinnen auf diese Weise in ihrem Dienst zu unterstützen. Kostengünstige Einzel-, Gruppen- oder Teamsupervision, Konfliktberatung und Mediation sind niedrigschwellig über die Kontaktstelle für Supervision in Villigst abzurufen. Die im Amt für missionarische Dienste (AmD) angesiedelte und durch den Fachverband für Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung getragene Gemeindeberatung begleitet Umstrukturierungsprozesse und die Leitbild- und Konzeptionsentwicklung für Kirchengemeinden und Kirchenkreise.

Bei beruflichen Veränderungs- wünschen, in Krisen- und Konfliktzeiten, zur Entwicklung weiterer Perspektiven im Pfarrberuf und für die Salutogenese bietet der Fachbereich für Personalberatung und Personalentwicklung in Villigst Gespräch und Beratung an.

3. Fortbildung

Fortbildungsmaßnahmen weiten den Blick, ermöglichen geistliche Verge- wisserung in der Gemeinschaft der Schwestern und Brüder.

Das **Fortbildungsprogramm des Instituts für Aus- Fort und Weiter- bildung und des Gemeinsamen Pastorkollegs** enthält vielfältige Angebote in sieben Themenbereichen. Darunter finden sich zahlrei- che Kollegs, in denen der Pfarrberuf und die pastorale Identität explizit im Mittelpunkt stehen. Themen wie z.B. Zeitmanagement, Stressma- nagement, Work-Life-Balance haben großen Zulauf.

Kurse zur Begleitung geistlicher Übungen und Exerzitien gehen von der zentralen Bedeutung einer le- benskräftigen Spiritualität für das eigene Leben sowie die pastorale Praxis aus und bieten die Möglich- keit, Vollzugsformen christlicher Spiritualität einzuüben.

Langzeitfortbildungen und Weiterbildungen u.a. in Seelsorge, Beratung, TZI oder Coaching ermögli- chen einen reflektierten Blick auf die eigene Alltagspraxis. Sie können auch neue Berufsperspektiven eröffnen. Von der EKvW und EKiR gefördert wird nach zehnjährigem Dienst ein einsemestriges **Kontaktstudium** an einer deutschsprachigen Theologi- schen Fakultät. In dem Bericht über das Kontaktsemester wird von allen Teilnehmern und Teilnehmerinnen die Heilsamkeit der Unterbrechung und Entschleunigung betont. Drei Monate frei zu sein für die Beschäf- tigung mit theologischen oder ande- ren wissenschaftlichen Inhalten wird als großer Gewinn und Möglichkeit zur Neuorientierung eingeschätzt.

Seit 1999 gibt es in der EKvW die Einrichtung des **Sabbatjahres**. Pfar- rer und Pfarrerinnen können frühes- tens nach 10 Jahren seit ihrer Be-

rufung in das Pfarrdienstverhältnis ein Sabbatjahr beginnen. Über einen Zeitraum von einem bis sechs Jahren wird durch entsprechend verringer- te Bezüge etwas angespart, um dann ein Jahr lang vom Dienst freigestellt zu sein. (Sabbatjahr-GV-SjGV vom 18. Februar 1999)

4. Besondere Angebote zur Salutogenese für Pfarrerinnen und Pfarrer in der Evangeli- schen Kirche von Westfalen

(s. auch: www.gesund-im-pfarramt.de.)

4.1 Haus Inspiratio im Kloster Barsinghausen

Strukturelle und persönliche Um- stände können zu Krisensituation führen, Mitarbeiter bzw. Mitarbei- terinnen / Pfarrerinnen bzw. Pfar- rer an die Grenze persönlicher und damit auch beruflicher Erschöpf- ung führen. Teilweise geht damit auch eine schwindende Berufungs- gewissheit einher. Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich in einer solchen krisenhaften Lebenssituation be- finden, können sich im Haus Ins- piratio im Kloster Barsinghausen um einen Aufenthalt bemühen. Ein sechswöchiger Aufenthalt im Haus Inspiratio soll präventiv vor der Ent- stehung von Krankheiten ansetzen. Er stellt keine Therapie im medizi- nischen-klinischen Sinne dar und ist auch nicht geeignet, eine medi- zinisch notwendige Therapie zu er- setzen.

4.2 „Atem holen“

Pfarrerinnen und Pfarrer können alle fünf Jahre einen drei- bis vier- wöchigen Aufenthalt „Atem holen“ beantragen, um in dieser Zeit in ei- nem evangelischen Kloster oder ei- ner anderen kirchlichen Einrichtung zu leben, die regelmäßig Menschen eine begleitete Auszeit ermöglicht.

Pastorkolleg 2.1.6:

Professionell und gelassen den Pfarrberuf gestalten

4. bis 7. Juni 2018

Wasserburg Rindern, Kleve

Leitung: Pfarrerinnen Anne Braun- Schmitt, Villigst (IAFW); Pfar- rer Friedemann Knizia, Supervisor (DGSv), Coaching für den Pfarrberuf, EKiR, Lindlar

Tagungsbüro: Anke Knuth 02304/755-147

Beitrag: 90 Euro

Der Pfarrberuf als Profession the- matisiert Grundfragen des Mensch- seins und zielt in Verkündigung, Seelsorge und Bildung auf deren Darstellung und Bewältigung. Diese Aufgabe kann nur aus einer Haltung der Authentizität bewältigt wer- den. Ist im Namen der Glaubwür- digkeit aber die Verschmelzung von Person und Amt unausweichlich? Was heißt dann Professionalität? Kann es gelingen, eine reflektierte Distanz zu wahren, ohne sich per- sönlich zu distanzieren? Jede und jeder lebt eine eigene Version zur Grenzenlosigkeit, die im Pfarrbe- ruf unausweichlich ist. Wir wollen -theologisch reflektiert und kollegi- al unterstützend – ein Arbeitsethos erkunden, das Grenzen erlaubt. Das Ziel heißt Berufszufriedenheit, der Gewinn ist Gesundheit. Dabei wer- den wir Fragestellungen der pasto- ralen Identität anschneiden, nach einem Maß für gute Arbeit, An- erkennung und Zufriedenheit fragen, und auch einer Ursachen- klärung von beruflichen Belastun- gen nachgehen. Aufgabenanalysen, Achtsamkeitsübungen und die ent- spannende Ruhe eines schönen Or- tes in niederrheinischer Grenzlage sind die Möglichkeiten dieser vier Tage auf dem Weg zu mehr Professionalität und Gelassenheit.

Ziel eines solchen Aufenthaltes ist es, in einem geistlich geprägten Kontext Abstand zu gewinnen, zu sich selbst zu finden, sich seelisch und auch körperlich zu regenerie- ren. Solche Aufenthalte sind grund- sätzlich selbstverantwortet, müssen aber geprägt sein von mehrmals wö- chentlicher Geistlicher Begleitung, Supervision oder einem ähnlichen Angebot. Ein darüber hinaus fest- stehendes Kursprogramm ist nicht erforderlich.

4.3 Einkehrtage- Exerzitien-Oasentage

Pfarrerinnen und Pfarrer können einmal im Kalenderjahr bis zu sie- ben Tagen an Einkehrtagen bzw. Ex- erzitien teilnehmen oder Oasentage wahrnehmen. Bei Einkehrtagen oder Exerzitien handelt es sich um ein angeleitetes Kursangebot von Fort- bildungseinrichtungen, Klöstern oder anderen geistlichen Einrichtungen. Oasentage erfolgen ebenfalls an sol- chen Orten, allerdings unabhängig von einem konkreten Kursgesche- hen, selbstverantwortet im Gespräch mit einer Begleiterin oder einem Be- gleiter. Einkehrtage, Exerzitien wie auch Oasentage dienen dazu, die ei- gene Lebens- und Glaubenssituati- on wahrzunehmen und zu klären, an Leib und Seele zu regenerieren und neue Orientierung zu gewinnen.

4.4 Finanzielle Förderung von Gesundheits- und Präventionskursen

Je Kalenderjahr können Auf- wendungen für die Teilnahme an bis zu zwei Gesundheits- oder Präventionskursen in den Berei- chen: Bewegungsgewohnheiten, Ernährung, Stressmanagement und Suchtmittelkonsum, die das Prüfsie- gel der Zentralen Prüfstelle Präven- tion erhalten haben, pro Kurs mit bis zu 75 Euro bezuschusst werden.

5. Verbindliche Vertretungsregelungen

Im Zuge des Beratungsprozes- ses „Das Pfarramt in der Dienstge- meinschaft unserer Kirche“ hat sich herauskristallisiert, wie wichtig ver- bindliche Vertretungsregelungen für die Inanspruchnahme aller Maßnah- men sind, die länger als zwei Wo- chen dauern wie z.B. Aufenthalt im „Haus Inspiratio“, „Atem holen“, Kon- taktstudium etc. Diese Angebote kön- nen nur wahrgenommen werden, wenn gewährleistet ist, dass nicht die Kolleginnen und Kollegen die Ver- tretung zusätzlich zu ihrem Dienst allein zu übernehmen haben, son- dern durch eine Vertretungskraft aus dem Kirchenkreis unterstützt wer- den. Daher lautet die Empfehlung an die Kirchenkreise, Pfarrerinnen und Pfarrer im Kirchenkreis mit Vertre- tungsdiensten zu beauftragen. In der Evangelischen Kirche von Westfalen gibt es in jedem Kirchenkreis Pfarre- rinnen und Pfarrer in Aufträgen, die dafür ggf. zur Verfügung stehen.

Fazit:

Innere Gelassenheit kann die Landes- kirche als Dienstgeberin nicht hervor- rufen, aber sie kann versuchen, für die besonderen Belastungen im Pfarr- amt Maßnahmen zu treffen und An- gebote zu schaffen. Ich wünsche mir, dass die Pfarrerinnen und Pfarrer die- se für sich beanspruchen und wahr- nehmen. Ihr persönlicher Einsatz braucht Pausen – am Tag, in der Wo- che, im Monat, im Jahr und vielleicht alle paar Jahre eine größere Pause in Form von „Atem holen“, als Kontakt- studium oder Sabbatjahr. Dann kann Gelassenheit um sich greifen.



Oberkirchenrätin Petra Wallmann

Gelassenheit und Gesundheit im Ehrenamt und in kirchlichen Berufen

Können dabei die Kirchenkreise unterstützen?



Die Veränderungen in unserer Kirche und unserer Gesellschaft haben nicht nur für die Pfarrerninnen und Pfarrer zu einer stärkeren Arbeitsbelastung geführt. Auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in anderen kirchlichen Berufen und besonders im Ehrenamt bekommen dies zu spüren. Daher haben sich einzelne Kirchenkreise Gedanken darüber gemacht, wie sie diese Mitarbeitenden unterstützen können und mit ihnen eigene Gesundheitskonzepte entwickelt, z.B. für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

in der Verwaltung, in Kindertagesstätten, sowie im Ehrenamt. Beispielsweise sollen hier einige Ergebnisse und Maßnahmen im Ev. Kirchenkreis Hattingen-Witten vorgestellt werden. Die Konzepte finden sich unter <http://www.kirche-hawi.de/rat-hilfe-service/gesundheitsfoerderung>.

Durch eine Arbeitsgruppe, bestehend aus Fachleuten und Vertreterinnen und Vertretern der jeweiligen Berufsgruppe, wurden mit Hilfe eines standardisierten und auf diese Berufsgruppe angepassten Fragebogens

die spezifischen Belastungsfaktoren ermittelt. Dabei zeigte sich, dass jede Berufsgruppe eigene Belastungsfaktoren benennen konnte, die charakteristisch für ihre Arbeit waren. Gemeinsam wurden dann durch die AG mit den Betroffenen Maßnahmen entwickelt, um diesen Belastungen zu begegnen.

Bei den Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern in den Gemeindebüros und im Kreiskirchenamt sind Rücken- und Nackenbeschwerden aufgrund der Schreibtischarbeit

eine besondere Belastung. Von Seiten der Verwaltungsleitung wurde daraufhin eine Physiotherapeutin engagiert, die regelmäßig im Sitzungssaal des Kreiskirchenamtes den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine 20-minütige Nacken- und Rückenmassagen auf Kosten des Arbeitgebers anbietet.

Außerdem wurden Maßnahmen zur Förderung des Zusammengehörigkeitsgefühls, wie gemeinsames Kochen und eine regelmäßige Mitarbeitenden-Freizeit auf Norderney angeboten.

Bei den Ehrenamtlichen, insbesondere den Mitgliedern der Presbyterien, zeigten sich lange und unstrukturierte Sitzungen als ein besonderer Belastungsfaktor. Hier bietet der Kirchenkreis den Vorsitzenden gezielte Fortbildung zur Sitzungsvorbereitung und -durchführung an. Eine weitere Frage war, wie seitens des Kirchenkreises der Dank und die Anerkennung für die oft umfangreiche ehrenamtliche Arbeit, insbesondere der Presbyterinnen und Presbyter, zum Ausdruck gebracht – und gleichzeitig etwas für deren Erholung und Gesundheit getan werden kann. Die AG schlug vor, jedes Jahr zwei Erholungsreisen (verlängertes Wochenende) für zwei Personen auf die Insel Norderney zu verlosen. Dies erfolgt nun regelmäßig auf den Herbstsynoden und gehört fraglos zu den atmosphärischen Höhepunkten der Synodaltagung.

Die Kreissynode hat für jede Berufsgruppe das Konzept entgegengenommen und jeweils 5000 Euro zur Umsetzung der Maßnahmen zur Verfügung gestellt. Zudem wurde der Kirchenkreis beauftragt, für weitere kirchliche Berufsgruppen im Schulbereich, der Kirchenmusik, der Gemeindepädagogik und im Küsterdienst Gesundheitskonzepte zu erarbeiten.

Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass die Belastungsfaktoren in den kirchlichen Diensten sehr unterschiedlich sind. Allen gemeinsam ist aber eine hohe Motivation für ihre Arbeit und ihr Engagement. Allein die Beschäftigung mit diesen Fragen war für die Betroffenen schon wertvoll, da es half, sich der Belastungen aber auch der eigenen Motivation und Faktoren der Zufriedenheit bewusst zu werden und diese zu kommunizieren.

Die einzelnen Maßnahmen haben über ihren (sicher begrenzten) gesundheitlichen Wert hinaus Einfluss auf das Miteinander im Kirchenkreis gehabt. Die Tatsache, dass „die Kirche“ sich für die Belastungen ihrer Mitarbeitenden in allen Arbeitsbereichen interessierte und Maßnahmen dagegen angeboten hat, wurde als Wertschätzung wahrgenommen. Damit leisten die Gesundheitskonzepte einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Motivation und zum Gemeinschaftsgefühl der Mitarbeitenden. Eine Mitarbeiterin drückte dies so aus:

„Es tut einfach gut, zu wissen, dass meine Kirche mich bei der Suche nach Gelassenheit unterstützt und mir einen Entspannungskurs finanzieren würde. Das trägt schon dazu bei, dass ich ihn gar nicht nötig habe!“



Ingo Nesperke

„Wir möchten, dass Sie gesund sind und bleiben!“

Betriebliches Gesundheitsmanagement in den Kirchenkreisen Hamm und Unna



Voraussetzungen

Über das Thema „Gesundheit“ in der Kirche für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu sprechen ist noch lange nicht selbstverständlich. Dabei haben sich in den vergangenen Jahrzehnten die Bedingungen kirchlicher Arbeit entscheidend verschlechtert.

Darum ist ein doppelter Blick auf die Gesundheit entscheidend: Es geht um die Gesundheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und um die Gesundheit der Organisation.

Organisationell sind eine Reihe von Aspekten wie Leistungsverhalten, Kollegialität, Kultur und Werte, Qualität der Abläufe, Transparenz, Verständlichkeit und Umsetzbarkeit der Entscheidungen in den Blick zu nehmen (s. Abb. Bielefelder Unternehmensmodell)

Im Zusammenhang der Gesundheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hat der Begriff der Salutogenese an Bedeutung gewonnen und ist dem Konzept von Aaron Antonovsky entlehnt.

Es geht darum, wie man gesund bleibt und wird.

Das Zusammenspiel der drei Faktoren erzeugt ein Kohärenzgefühl, das präventiv wirkt und gesund erhält. Wenn es Menschen in ihrem konkreten Kontext gelingt, belastende und unterstützende Faktoren auszutastieren, dann ist Gesundheit im umfassenden Sinne möglich und unterstützt das Wohlbefinden. Dies ist nicht zuletzt ein wichtiger positiver neurobiologischer Marker für langfristige Gesundheit.

Es wird deutlich, dass Gesundheit der Organisation und der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter miteinander verknüpft sind.

Struktur

Aus der oben beschriebenen Motivation heraus entschlossen sich die Kirchenkreise Hamm und Unna 2014, gemeinsam dauerhaft ein Betriebliches Gesundheitsmanagement (BGM) zu installieren und mögliche Synergieeffekte des Gestaltungsraumes zu nutzen.

Beide Kreissynodalvorstände beschlossen die Einführung und dafür entsprechende Strukturen und Ressourcen zur Verfügung zu stellen:

Je Kirchenkreis wurde ein Pfarrer oder eine Pfarrerin (mit entsprechenden Weiterbildungen in BGM und Coaching) mit 25% Dienstauftrag eingesetzt.

Es wurde ein Steuerkreis „Salutogenese“ berufen, der als „Motor“ des Prozesses gilt. Er ist für die zentralen Entscheidungsempfehlungen zuständig und für die interne Kommunikation. Er begleitet und

bewertet den Gesamtprozess. Er ist sowohl mit Leitungskräften sowie mit Mitarbeitervertretungen besetzt. Schließlich wurden finanzielle Mittel für den Prozess in den Haushalt eingestellt.

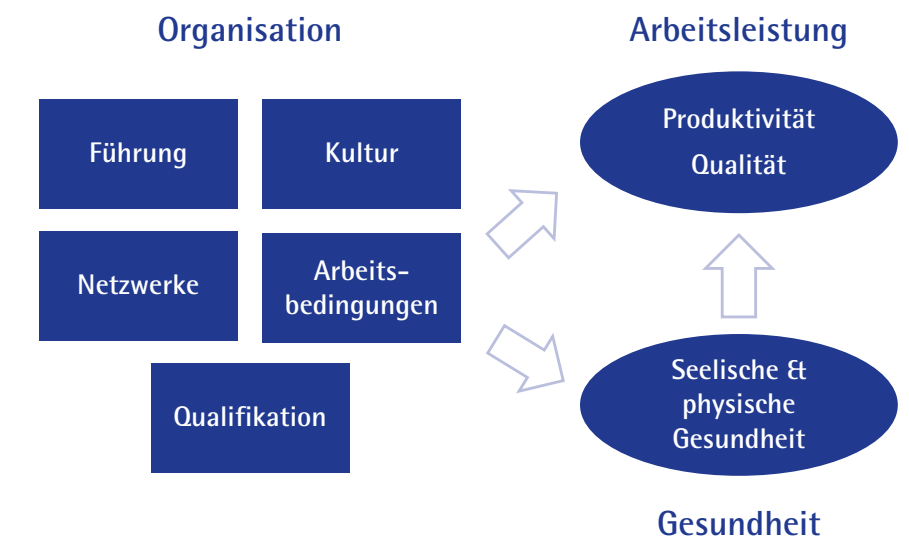
Viele verschiedene Arbeitnehmergruppen arbeiten im Bereich der Kirche in ihren unterschiedlichen Teilbereichen: Verwaltungskräfte, Erzieherinnen und Erzieher, Pfarrern und Pfarrer, Hausmeisterinnen und Hausmeister und weitere. Das

macht es erforderlich, in den einzelnen Teilbereichen eigene Unterprozesse zeitversetzt zu initiieren.

Prozess

Die Struktur füllt sich durch die einzelnen Unterprozesse mit Leben. In beiden Kirchenkreisen wurden verschiedene Prozesse im Kindergartenwerk (Unna) bzw. Trägerverbund der Kindertageseinrichtungen (Hamm) sowie in den kreiskirchlichen Verwaltungen und Fachbereichen auf-

Bielefelder Unternehmensmodell



gesetzt. In Planung sind weitere Prozesse für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bereich der Offenen Ganztagschulen.

Beispiel Pfarrschaft

Gemeinsam sind beide Kirchenkreise für einen Prozess des „BGM für die Pfarrschaft“ eingetreten. Dieser Prozess soll hier als Beispiel dienen, das Vorgehen genauer zu beschreiben.

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass die Pfarrerinnen und Pfarrer bei der Landeskirche und nicht beim Kirchenkreis angestellt sind. Damit liegt die Personalverantwortung bei der Landeskirche, die insofern auch Auftraggeberin für den BGM-Prozess ist. Insofern wurde für die Planung und Durchführung des Prozesses nicht eine Projektgruppe von den bestehenden Steuerkreisen eingesetzt, sondern es wurde dazu ein

eigener Steuerkreis gebildet mit Vertretern der Pfarrerinnen und Pfarrer, Ehrenamtlichen, den Superintenden-ten und Vertretern der landeskirchlichen Personalberatung und dem Institut für Kirche und Gesellschaft.

Wie bereits erwähnt, sehen wir aufseiten der Organisation fünf abgrenzbare Bereiche, die identifizierbaren Einfluss auf die Gesundheit der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer haben. Natürlich gibt es immer auch Vermutungen darüber, wo die größten Probleme liegen, und manchmal entsprechen diese Vermutungen auch der Realität. Aber wirklich wissen kann man es nur durch eine überprüfbare Diagnose, die zu passgenauen Maßnahmen führt (s. Abb. Lernzyklus).

Als Diagnoseinstrument haben wir einen Fragebogen genutzt, der in ganz ähnlicher Form vom Institut für Kirche und Gesellschaft bereits

in anderen Kirchenkreisen eingesetzt wurde – das war eine Entscheidung für die Vergleichbarkeit der Befragungen innerhalb der Landeskirche. Die Befragung lief online, die Beteiligung der Pfarrerinnen und Pfarrer lag bei 70%.

Nach der Auswertung der Befragung haben wir in der Maßnahmenplanung direkt bei den Pfarrerinnen und Pfarrern mit der versuchsweisen Einführung des Terminstundenmodells angesetzt. Die Befragungsergebnisse bestätigten die Tendenz, dass es zur Kultur des Pfarramts gehört, entgrenzt zu arbeiten, d.h. also nie wirklich zu wissen, wann es genug ist. Dem entsprach das Bedürfnis der Pfarrer und Pfarrerinnen nach einem Arbeitszeitmodell und einer konkreten Stellenbeschreibung.

Dem Gesundheitszirkel war wichtig, die Pfarrerinnen und Pfarrer und die Kirchengemeinden mit der Um-



„Und denk dran: solange du gesund bist arbeitest du vermutlich nicht hart genug.“

setzung des Terminstundenmodells nicht allein zu lassen. Das Modell hilft, das Verhältnis von Arbeitsaufwand und Ressourcen zu analysieren und zu quantifizieren. Es ist ein Hilfsmittel zur Strukturierung und damit Begrenzung der Arbeit. Allerdings vermittelt es nicht die individuellen Fähigkeiten, um effektiver zu arbeiten und mit Druck und Konflikten besser umzugehen oder auch eine persönliche Entspannung zu finden.

Dafür braucht es andere Formen der Unterstützung wie Fortbildung oder Beratung. Wir verweisen als flankierende Maßnahme auf die Nutzung der landeskirchlichen Beratungsstellen wie der Personalberatung, Geistlichen Beratung, Supervision und Gemeindeberatung. Für die Probezeit von einem Jahr trägt der Kirchenkreis hierfür die Kosten.

Hinzu kommt der Vorschlag, dass die Pfarrerinnen und Pfarrer Kleingruppen bilden, in denen sie geeignete Beratungsangebote für sich nutzen können und gleichzeitig neue Formen von Kollegialität erproben. Eine erste Auswertung des Betrieblichen Gesundheitsmanagement für die Pfarrerinnen und Pfarrer wird im Herbst 2018 vorgenommen.

„Wir möchten, dass Sie gesund sind und bleiben!“ Diesem Ziel möchten sich die Verantwortlichen in den Kirchenkreisen Hamm und Unna nähern, und zwar für alle Mitarbeitenden.



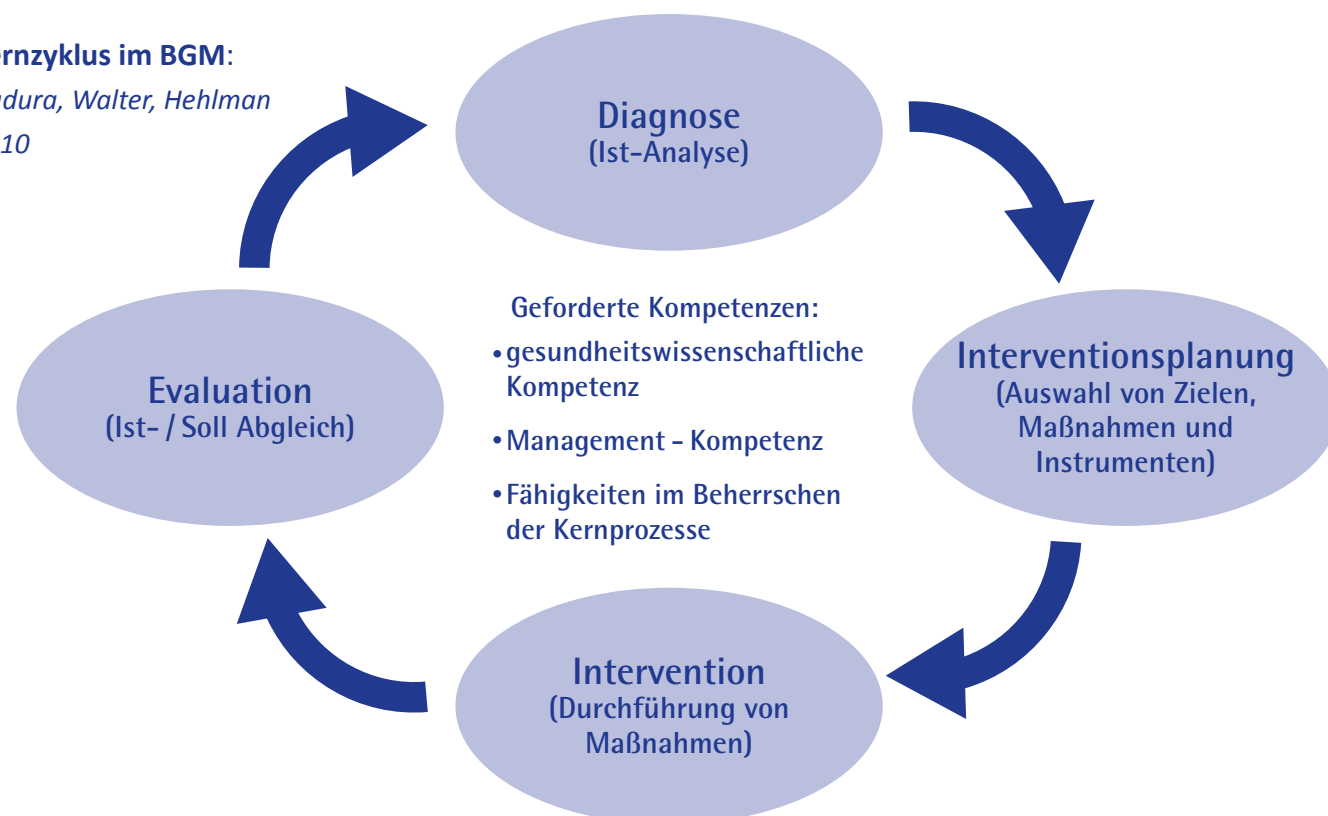
Matthias Schlegel



Dorothea Wahle-Beer

Lernzyklus im BGM:

Badura, Walter, Hehlman
2010



Loslassen: Erfahrungen eines Pfarrers im Sabbatjahr



Wie alles anfang

Als die Nachricht kam, dass unsere rheinische Landeskirche die Sabbatjahrregelung des Landes NRW übernehmen würde, war für meine Frau Elisabeth und mich recht schnell klar, dass wir das für uns verwirklichen wollten. Wir entschieden uns für die „klassisch-biblische Variante“ mit 6 Jahren Anspannzeit und einem Jahr Sabbat. Besonders reizvoll daran war, dass für das Sabbatjahr eine Vertretung von Außen kommen sollte, also nicht die Kolleginnen und Kollegen innerhalb der eigenen Gemeinde die Vakanzzeit abdecken müssten. Nachdem ich das Projekt meinen Bezirkspresbytern geschildert hatte und auf Wohlwollen stieß, gaben das Presbyterium unserer Kirchengemeinde Bensberg und der

KSV grünes Licht, und so begann die spannende Planungs- und Vorbereitungszeit.

Stell Dir vor, du hast ein Jahr Zeit zur freien Verfügung und Gestaltung, was würdest Du, möchtest Du dann tun?

Viele Gedanken schwirrten durch den Kopf, mussten verglichen, abgewogen, diskutiert und wieder verworfen werden. Klar kristallisierten sich bei uns zwei Grundsätze heraus: wir wollen etwas unternehmen, was in einen normalen Urlaub vom Zeit-

umfang nicht hineinpasst. Wir wollen etwas unternehmen, was wir mit Mitte/Ende 40 gesundheitlich und körperlich noch können und was im Ruhestand evtl. nicht mehr oder nur sehr eingeschränkt möglich wäre. So einigten wir uns auf 2 Projekte. Ein halbes Jahr Australien und Neuseeland bereisen, ein halbes Jahr mit dem Segelboot auf der Ostsee unterwegs sein. Das Sabbatjahr sollte im Oktober 2008 beginnen. Schon diese allgemeine und dann konkret projektbezogene Planungszeit war ungemein spannend. Sichtung von Literatur, Gespräche, Reiseberichte und 2004 die Anschaffung eines kleinen Segelbootes für den großen Törn, damit wir uns mit dem Boot vor der langen Reise schon einmal vertraut machen konnten.

In der Gemeinde nahmen viele Menschen Anteil. „Sabbatjahr – was ist das? Was haben Sie vor? So etwas würde ich auch gerne“, waren die Reaktionen. Was über Jahre eher einem kleineren Kreis bekannt war, wurde ein Jahr vor dem Start dann auch öffentlich in der Gemeinde kommuniziert. Vieles gab es zu bedenken, abzusprechen und zu organisieren: wer braucht welche Informationen, wer übernimmt welche Aufgaben? Listen wurden geschrieben, Informationen weitergegeben, Verantwortlichkeiten benannt. Eine Pfarrerin z.A sollte das erste halbe Jahr, ein Pfarrer mbA das zweite Halbjahr zur Vertretung übernehmen.

Dennoch fällt das Loslassen so mit-ten im Gemeindeprozess schwer; viele

Menschen sind uns nach vierzehn Jahren Dienstzeit ans Herz gewachsen. Was wird, was kann alles passieren in einem Jahr? Es ist gut, vertrauensvoll abgeben zu können, Gott und anderen Menschen das Geschehen zu überlassen. Aber wer alle „Fäden in der Hand“ behalten möchte, kann nicht aufbrechen. Wer die Leinen nicht löst, bleibt fest im Hafen. Loslassen ist ein Lernprozess, der viel Vertrauen erfordert.

Meine Frau hat das Glück, dass ihr Arbeitgeber sie für ein komplettes Jahr beurlaubt und ihr ihre Stelle als Motopädin freihält. Sie muss sich selbst versichern, was gar nicht so einfach ist wie gedacht.

Ende September 2008 wird im Erntedankgottesdienst rührend und tränenreich Abschied genommen. Wir haben den Eindruck, dass viele in

der Gemeinde uns dieses Jahr gönnen, sich mit und für uns freuen und auch gespannt sind, was wir erleben und berichten werden.

Australien

Anfang Oktober startet der Flieger und bringt uns nach Australien in eine völlig andere Welt. Wir haben uns für die Teile dieses Kontinentes entschieden, die eher abgelegen und wenig bewohnt sind. 3 Tage sitzen wir im „Ghan“, dem Zug, der Adelaide im Süden mit Darwin im Norden verbindet und uns die Weite und die Wüsten vor Augen führt. Im tropischen Klima von Darwin übernehmen wir einen Camper mit Allradantrieb und erkunden die großartige Natur der National-



parks mit ihrer besonderen Tierwelt. Langsam gewöhnen wir uns an den Rhythmus des Unterwegs-Seins, wir sind frei und ungebunden. Die Menschen, die uns begegnen, sind freundlich und auch neugierig. „How do you do?“ ist nicht nur eine Begrüßungsfloskel, sondern Interesse, wer wir sind, wo wir herkommen, was wir vorhaben.

Wenn es die Gelegenheit ergibt, schreiben wir kleine Reiseberichte und mailen diese in die Heimat, eine Fotoseite mit Eindrücken stellen wir ebenfalls ins Netz. Manchmal sind wir sonntags an Orten, wo es eine kleine Kirche gibt, meist kleine anglikanische Gemeinden, die uns sehr gastfreundlich und herzlich aufnehmen. Der Kirchenkaffee im Anschluss an den Gottesdienst ist Standard.

Eine weitere lange Zugfahrt durchs „Nullarbor“ (kein Baum) bringt uns wieder nach Adelaide, wo wir einen Camper übernehmen und die Küste entlang über Melbourne bis nach Sydney fahren. Uns fällt auf, dass die Menschen einfach gelassener sind, nicht so gehetzt, selbst am Tag vor Weihnachten geht es im übervollen Supermarkt entspannt, fast fröhlich zu, es bleibt Zeit für ein Schwätzchen und gute Wünsche fürs Fest. Sydney ist natürlich der geeignete Ort, den Jahreswechsel mit einem spektakulären Feuerwerk mit Blick auf Oper und Harbour Bridge zu erleben.

Neuseeland

Anfang Januar dann von Christchurch aus, wieder im Camper, zunächst die Erkundung der Südinsel. Entspanntes Reisen, es gibt keine giftigen Tiere, und die klimatischen Bedingungen sind moderat. Alles ist grüner, übersichtlicher, europä-

isch britisch geprägt. Atemberaubende Naturschönheiten, ausgedehnte Wanderungen, auch hier freundliche Menschen und nette Begegnungen unterwegs. Selten bleiben wir lange alleine im Pub an einem Tisch sitzen, es wird zusammengerückt, erzählt und wir spüren die Sorge der Einheimischen, dass sie von Europa vergessen sind, weil die Entfernung so weit ist und eigentlich Neuseeland ja zum pazifisch-asiatischen Raum gehört. Obwohl wir zweieinhalb Monate Zeit haben, müssen wir auswählen, wollen nicht alles sehen und abhaken, genießen die Möglichkeit, bleiben zu können, wo es uns gefällt.

Segeltörn nach Stockholm

Als wir wieder in Deutschland zurück sind, habe ich den Eindruck, jetzt könnte es nach einem halben Jahr auch wieder in der Gemeinde weitergehen. Doch noch bleibt Zeit und wir machen das Segelboot startklar und stechen von Kiel aus in die (Ost)See. Dies sind nun wieder ganz andere Herausforderungen. Wir sind den Elementen ausgesetzt und ausgeliefert, müssen uns an den Bordalltag gewöhnen, alles ist noch viel enger als im Camper. Unsere Richtung ist Stockholm, aber ob wir die schwedische Hauptstadt erreichen werden, können wir noch nicht wissen. Ob unsere Segelerfahrungen reichen, ob wir als Team harmonieren, ob wir Wind und Wetter gewachsen sind? Meist in Küstennähe geht es voran, manchmal sitzen wir mehrere Tage wegen Sturm im Hafen fest. Aber wir haben ZEIT, müssen nichts zwingen, nichts riskieren, uns nichts beweisen. Stetig kommen wir voran, Dänemark, Südschweden, Ostschweden. Immer wieder begegnen wir den gleichen Booten, rüstige Rentner, die fast je-

des Jahr auf doppelt so großen und entsprechend komfortablen Segelyachten unterwegs sind. So manche gute Tipps können sie uns weitergeben. Begeistert sind wir von den Schären, eine eigene pittoreske Welt mit klarem Wasser und ursprünglicher Natur. Aber entsprechend voller Steine und Felsen, wir müssen äußerst behutsam navigieren, jede passierte Tonne oder Landmarke auf der Karte abhaken, damit wir ohne Grundberührung durchkommen. Tatsächlich erreichen wir Mitte Juli Stockholm, die Hauptstadt Schwedens.

Zu meinem 50. Geburtstag haben sich 4 Gäste aus der Heimat angesagt. Wir sind völlig erstaunt und gerührt, als plötzlich noch 3 weitere Überraschungsgäste aus unserem Presbyterium vor uns stehen, extra eingeflogen! Es wird eine herrliche Feier und schöne gemeinsame Tage. Der Rückweg führt uns durch den Götakanal und die beeindruckenden Seen Vättern und Vänern. In Göteborg geht es in den Kattegat und über Kopenhagen in Richtung Kiel. Fast scheinen wir mit unserem Boot verwachsen zu sein, die Handgriffe, die Hafenmanöver, die Navigation (recht traditionell mit Kompass, Karte und – immerhin – Hand-GPS) klappt reibungslos. Die Gemeinden, die wir in Schweden oder Dänemark erleben, gehören zur lutherischen Staatskirche, die Liturgie wirkt fast katholisch auf uns. Kirchenkaffee gibt es seltener, einmal aber an den Mittsommertagen im Kirchgarten mit Liedern und fröhlichen Menschen.

Rückkehr

Wie wird es sein, wieder zurückzukommen? Wird es uns schwer fallen, den Dienst, die Arbeit wieder aufzunehmen? Wir freuen uns

auf Deutschland und die „gepflegte Gastlichkeit“, die vertraute Umgebung und Sprache, vor allen Dingen auf Menschen und – ja auch auf die Arbeit in Gemeinde und Beruf. Im Erntedankgottesdienst im Oktober 2009 werden wir willkommen heißen, wir spüren viel Wärme und Herzlichkeit, hier ist der Ort und das Umfeld, wo wir hingehören, am richtigen Platz sind. Klar, es dauert 2-3 Monate, bis der Alltags- und Arbeitsrhythmus wieder gefunden ist. Aber, nicht alle abgegebenen Aufgaben kommen wieder zurück, manches bleibt in anderer Hand und schafft neue Gestaltungsmöglichkeiten. Vieles von dem, was wir erlebt haben und miteinander teilen durften, wirkt nach, auch jetzt – Jahre später – noch. Mehr Gelassenheit, gut auf die Ressourcen achten, achtsam und barmherziger mit sich und mit der Zeit umgehen.

„Und wann starten Sie ins nächste Sabbatjahr?“ werden wir manchmal neugierig, eher scherzhaft gefragt. Nun, Lust oder Ideen hätten wir schon, aber wir wissen: dies war eine besondere und einmalige Erfahrung, ein großes Geschenk, ein Schatz an Erlebnissen und Erinnerungen. Die nächste „Sabbaterfahrung“ wird dann wohl der Ruhestand sein. Wir sind dann schon ein wenig geübt: im „Loslassen“, Pläne schmieden, Abschied nehmen, Aufbrechen zu neuen Ufern. Dankbar und erfüllt blicken wir zurück und neugierig und zuversichtlich nach vorne.



Jörg Schmidt

Schwerpunkte finden und setzen – Tun und Lassen im pastoralen Alltag

Ein Zuviel

Ein Pfarrteam klagt wegen Überlastung. Zum wiederholten Male wurden Pfarrstellen in der Gemeinde gekürzt, und die Arbeit wurde wie so oft auf die verbliebenen Schültern verteilt. Da jetzt nochmals eine Pfarrstellenkürzung droht, will das Pfarrteam seine Aufgaben überprüfen und die Arbeitsbelastung reduzieren. Ein „Weiter so“ scheint nicht angemessen zu sein. Die Presbyterinnen und Presbyter spüren, dass die Pfarrfrauen und Pfarrer an ihre Grenze gekommen sind, wissen aber nicht, wie sie helfen können. Schließlich wird die Gemeindeberatung beauftragt, mit dem Pfarrteam an der Fragestellung zu arbeiten. Schwerpunkte finden und setzen, könnte eine Entlastung bieten. Tun und Lassen sollen gemeinsam bedacht werden.

Die Pfarrer lassen ihre Aufgaben anhand des Terminstundenmodells überprüfen. Die Diagnose ist heilsam wie erschreckend. Was immer gefühlt wurde, steht nun schwarz auf weiß da. Keiner von ihnen hat zu wenig geleistet, eher zwischen 15 % und 50% zu viel.

Unerwartete Hürden

Die erste Analyse scheint vergleichbar einfach zu sein gegenüber dem, wie die pastorale Arbeit neu zu verteilen ist und Schwerpunkte zu setzen sind. Hier für alle Beteiligten zu hilfreichen Lösungen zu kommen, scheint fast unmöglich. Innere und äußere Barrieren stellen sich einer Lösung in den Weg.

Deutlich wird im Presbyterium, dass die Arbeitsfelder in der Gemeinde nicht deckungsgleich mit den pastoralen Schwerpunktsetzungen sind. Mögliche pastorale Schwerpunktsetzungen sagen noch

nichts über den Wert des einen oder anderen Arbeitsfeldes aus. Denn die besagten Arbeitsfelder können ja auch von anderen hauptamtlichen Mitarbeitern oder Ehrenamtlichen verantwortet und weitergeführt werden. Als weiterer Stolperstein erweisen sich die Erwartungen, die von außen herangetragen werden. Einige Gemeindeglieder messen die heutige Arbeit an dem „glorreichen Früher“. „Damals hat der Pfarrer noch all das gemacht. Warum scheint dem heutigen Kollegen dies nicht mehr möglich zu sein?“ Aber auch die innere Erwartungshaltung kann zum Stolperstein werden. „Ich bin nur dann ein guter Pfarrer, wenn ich das und das genau in dieser Intensität tue. Wie kann ich dann genau an dieser Stelle meine Arbeit reduzieren?“ Manche Pfarrfrauen und Pfarrer vermögen nicht, über ihren Schatten zu springen und weniger zu arbeiten. Was treibt sie an, was macht die Entscheidung so schwer, die Arbeit zu priorisieren und neu zu definieren?

Es scheint oftmals ein unauflösliches Dilemma zu sein, als Pfarrer die Arbeitsbelastung reduzieren zu wollen und sich gleichzeitig nicht durch das Presbyterium in die Karten schauen zu lassen. Und doch sind Pfarrfrauen und Pfarrer wie auch die Presbyterinnen und Presbyter gemeinsam verantwortlich, das pastorale Aufgabenfeld zu bestimmen und Schwerpunkte zu setzen. Warum das Versteckspiel? Warum nicht zu dem stehen, was getan wird? Und umgekehrt: warum auch nicht zu dem stehen, dass die kostbare Arbeitszeit begrenzt ist?

Die geschenkte Entlastung

Interessanterweise wirkt Gott auch in den Zeiten, wenn menschliches

Zutun ausgeschlossen ist. Jesus erzählt in Markus 4,26–29 ein Gleichnis: „Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre. Wenn aber die Frucht reif ist, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.“

Der Mensch hat hier das Seine getan und Gott tut dazu, was es noch braucht. Ein lehrreiches Kapitel gegen den menschlichen Perfektionismus.

Pastorale Arbeitszeit darf begrenzt werden im Wissen darum, dass Gott Tun und Lassen segnet. Das i-Tüpfelchen des Erfolgs wird gerade von außen geschenkt. Darum lohnt es, sich mit seiner Arbeitskraft auf das Wesentliche zu beschränken.

Von den Zielen her denken

Mit dem gesamten Presbyterium kann beispielsweise anhand der Gemeindekonzeption weitergearbeitet werden. Es werden die pastoralen Aufgaben mit dem gemeindlichen Leitbild, den Zielen und den vier pastoralen Kernaufgaben¹ von Verkündigung, Seelsorge, Bildung und Leitung in Beziehung gesetzt. Ferner werden Gesichtspunkte wie Aufwand, Ertrag und Einbezug von Mitarbeitenden mit in die Betrachtung einbezogen. Eine erste Bewer-

¹ Vergleiche Eckpunkte für die Gestaltung des Zweiten Theologischen Exams (2008), in: Beintker, Michael / Wöller, Michael (Hg.), Theologische Ausbildung in der EKD. Dokumente und Texte aus der Arbeit der Gemischten Kommission für die Reform des Theologiestudiums / Fachkommission I (Pfarramt, Diplom, Magister Theologiae) 2005–2013, Leipzig 2014, S. 153–155. Das rheinische Papier Zeit fürs Wesentliche. Perspektiven auf den Pfarrberuf in der Evangelischen Kirche im Rheinland, (2014) 21 nennt als weitere zentrale Aufgabe die Diakonie.

Priorisieren
Kommunizieren
Schwerpunkte
Verstärken
Vision
Delegieren
Verstehen
Lassen
Beenden
Mut
Überzeugungskraft

tung wird gewagt vom Aufgeben, Delegieren, Reduzieren, Beibehalten bis hin zum Verstärken. Die Rückmeldung des Presbyteriums kann dem Pfarrteam helfen, weiter zu denken und Vorschläge zu machen.

Ein Weg zur Teamentwicklung

Im Pfarrteam wird noch einmal über Kooperationsmöglichkeiten nachgedacht. Wo können wir gabenorientiert denken und handeln? Wo können wir untereinander kooperieren und uns gegenseitig unterstützen? Wie können wir den Rahmen und die zeitliche Struktur, Örtlichkeit, Unterstützungsmaßnahmen so verändern, dass neue Weisen der Zusammenarbeit möglich werden?

Insgesamt wird deutlich, dass die hoch beschworene Freiheit des Pfarrberufs ergänzt werden muss durch die Etablierung des Teamgedankens. Jenseits der Schwerpunktsetzung im pfarramtlichen Alltag geht es im Weiteren darum, das Pfarrteam zu entwickeln:

Welche Ziele verfolgen wir und wie können sie vom ganzen Team Unterstützung finden? Wie wollen wir die Rollen und Zuständigkeiten definieren, so dass wir als Team gut zusammenarbeiten können? Welche Kommunikation brauchen wir als Team und welche Regeln sollten

wir im Vorfeld vereinbaren, um Konflikte zu bearbeiten? Wie gestalten wir gemeinsam die Arbeitsprozesse? Welche Unterstützung an Ressourcen brauchen wir, um effizient arbeiten zu können?

Für den Einzelnen kann es durchaus auch heißen, noch einmal zwischen Kür und Pflicht zu unterscheiden. Wo schlägt mein Herz jenseits meiner Pflichtaufgaben? Was könnte die Gemeindeentwicklung besonders voranbringen? Wo ergibt sich eine Hebelwirkung, um in Zukunft etwas im Sinne der Ziele zu erreichen? Es bleibt ein Luxus, als Pfarrfrauen und Pfarrer das Arbeitsfeld aktiv mit zu gestalten. Im Sinne der inneren Zufriedenheit sollten Pflicht und Kür gut austariert werden.

Das Wesentliche in den Blick nehmen

Schwerpunkte in der pastoralen Arbeit zu setzen bedeutet, vernetzt zu denken und zu handeln. Schwerpunkte werden gefunden im Sinne des Leitbildes und der sich daraus ergebenden Ziele, der gemeinsamen Verantwortung im Presbyterium, der Absprache mit den Nachbargemeinden und dem Kirchenkreis, der Kooperation im Pfarrteam, der Zusammenarbeit mit den anderen kirchlichen Berufen und ehrenamt-

Pastorkolleg 2.1.3: Lass es sein!

In fünf Tagen zur Entscheidung, was ich künftig lassen will
9. bis 13. April 2018
Haus Meedland, Langeoog
Leitung: Pfarrer Christian Binder, Villigst (IAFW)
Tagungsbüro: Ellen Sprenger-Kulage 02304/755-177
Beitrag: 160 Euro

„Immer mehr“ geht irgendwann nicht mehr. Und dann kommt die schwere Entscheidung, welche der vielen Aufgaben gestrichen wird. Vieles tut man, weil man muss. Oder weil man meint, man müsste. Oder weil andere meinen, man sollte. Oder weil man nicht nein sagen kann. Oder vielleicht auch, weil es Freude macht. In diesen fünf Tagen besteht die Möglichkeit, in seliger Insellage von allem Sollen und Wollen Abstand zu nehmen und Bilanz zu ziehen: Was will ich in Zukunft weiter tun – und was kann, will und soll ich künftig lassen. Dazu helfen Impulse aus Pfarrbilddiskussion und Selbstmanagement, kollegialer Beratung in der Gruppe und viel frischer Seewind. Lasst uns lassen!

lichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Wer Schwerpunkte setzt, weiß, was wesentlich ist, und was dem Auftrag der Gemeinde dient.

Schwerpunktsetzungen dienen der inneren Klarheit und beugen individuell der Arbeitsüberlastung vor.

Wer Schwerpunkte setzt, weiß auch, dass nicht alles vom Einzelnen geleistet werden kann.

Gerade der Pfarrberuf lebt von der Verheißung, dass Gott das Seine dazu tut, die Arbeit segnet und über alle Maßen Frucht schenkt.



Ernst-Eduard Lambeck

Alles Ding währt seine Zeit

Aufgabenplanung für den Pfarrdienst



In der Evangelischen Kirche von Westfalen wird seit dem Herbst 2015 in einem großen Arbeitszeitprozess unter dem Titel „Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche“ über die Zukunft des Pfarramtes unter den gegenwärtigen Bedingungen diskutiert.

In diesem Prozess zog sich besonders ein Thema durch nahezu alle Beratungen und Diskussionen: die mangelnde Struktur und Begrenzung des pfarramtlichen Dienstes und der damit verbundene Wunsch von Pfarrerinnen und Pfarrern, den Dienstumfang ihrer Stellen unter Einbeziehung von Zeitangaben klar zu beschreiben. So empfiehlt der Theologische Ausschuss der EKvW „genaue Dienstbeschreibungen qualitativer und quantitativer Art, um Pfarrerinnen und Pfarrern zu helfen, eine gesunde Balance

zu finden zwischen verbindlichen Diensten und freier Gestaltung“.

Gerade dies ist allerdings eine Aufgabe, die nicht einzelnen Personen, den Pfarrerinnen und Pfarrern aufgegeben werden kann, sondern institutionell bewältigt werden muss. Grundsätzlich geht es hier um den wichtigen **Unterschied von Aufgaben- und Arbeitszeitplanung** zu Zeitmanagement, was häufig verwechselt wird. Im **Zeitmanagement** geht es um die Optimierung des Umgangs mit Aufgaben und Zeit. Dies ist eine individuelle (persönliche, methodische) Kompetenz, die zu Recht von Pfarrerinnen und Pfarrern verlangt werden kann. Arbeitszeitplanung ist dagegen etwas grundlegend anderes. Hier geht es um die Passung von institutionell vorgegebenen Aufgaben und individueller Arbeitszeit.

Dies ist eine institutionelle (strukturelle, methodische, rechtliche) Aufgabe.

Hierfür einen Orientierungsrahmen zu bekommen, der praktikabel und realistisch ist und den besonderen Anforderungen des Pfarrberufes gerecht wird, war aus Sicht des Verfassers, der in zahlreichen Beratungsprozessen als Gemeindeberater und Supervisor Pfarrteams und einzelne Pfarrpersonen begleitet hat, dringend notwendig.

Handreichung „Pfarramt mit Maß und Ziel“

Eine vom Landeskirchenamt berufene Arbeitsgruppe, die sich insgesamt mit Maßnahmen zur Stärkung des Pfarrdienstes beschäftigt, hat nun eine **Handreichung „Pfarramt mit Maß und Ziel“** erarbeitet.

Die Kirchenleitung hat beschlossen, dass diese Handreichung zur Erprobung empfohlen wird. Wichtige Eckpunkte darin sind die Beschreibung der Aufgaben in einer Pfarrstelle in Form einer Anlage zur Dienstanweisung, die Begrenzung der Gesamtarbeitszeit (incl. Fahrtzeiten) bei einer vollen Stelle auf 48 Stunden im Wochenmittel und die Anwendung des sogenannten „Terminstundenmodells“ im Planungsprozess.

Zunehmend mehr Pfarrerinnen und Pfarrer hatten klare Aussagen der Landeskirche zum Umfang des pastoralen Dienstes und Unterstützung bei der Begrenzung der Aufgaben erwartet. Das fördert auch die Salutogenese.

Denn das Gefühl, die Aufgaben bewältigen zu können, ist ein entscheidender Faktor für den Erhalt der Gesundheit.

Darum hatten andere Landeskirchen ebenfalls in jüngster Zeit Planungsinstrumente zur Erfassung und Beschreibung pfarramtlicher Aufgaben eingeführt.

Anlagen zur Dienstanweisung

Das für die Evangelische Kirche von Westfalen vorgeschlagene „Terminstundenmodell“ für Pfarrerinnen und Pfarrer führt dabei keine Arbeitszeitregelung für Pfarrerinnen und Pfarrer ein, sondern beschreibt einen schützenden Orientierungsrahmen für die Planung der Aufgaben in einer konkreten Pfarrstelle. So wird empfohlen, eine Aufgaben- und Arbeitszeitplanung im

Zusammenhang mit der Erstellung von Dienstanweisungen in Form einer „Anlage zur Dienstanweisung“ durchzuführen. Mit diesem Instrument werden den Presbyterien einheitliche und objektivierbare Maßstäbe, insbesondere für die Planungsprozesse bei Pfarrstellenreduzierungen und -aufhebungen, Wiederbesetzungen von Pfarrstellen und Einrichtung von pfarramtlichen Verbindungen an die Hand gegeben. Das zugrunde gelegte Terminstundenmodell wurde bereits vielfältig erprobt und in einigen Kirchenkreisen vorgestellt. Es ist darüber hinaus ein geeignetes Instrument für Pfarrerinnen und Pfarrern zur unkomplizierten Überprüfung der eigenen zeitlichen Arbeitsbelastung.

Das Terminstundenmodell

Ausgangspunkt des dabei einheitlich anzuwendenden **Terminstundenmodells** ist es, die Arbeitszeit im Pfarrdienst durch die **Planung und Erfassung von Kontakt- oder Präsenzzeit** darzustellen. Das sind z.B. Gottesdienste, Amtshandlungen, Besuche, Unterrichtsstunden, Gesprächs- oder andere Gruppen, Begleitung von Ehrenamtlichen, öffentliche Repräsentanz oder auch Sitzungen, Gremien. Ungeplante Kontaktzeiten (spontane Gespräche, Besuche an der Haustür etc.) können nachträglich leicht erfasst werden. Annähernd die Hälfte der gesamten Arbeitszeit soll für diese „Terminstunden“ aufgewendet werden, die allein in die Planung und Erfassung einfließen. Damit ergibt sich für eine volle Pfarrstelle ein **Gesamtvolumen von 21 Terminstunden pro Woche oder ein Jahresarbeitszeitbudget von 966 Terminstunden**. Das bedeutet, dass die Hälfte der Arbeitszeit einer Pfarrerin oder eines-

Pfarrers frei von festen Terminen gehalten werden soll. Denn dieser Kontaktzeit entspricht im Mittel von mehr oder weniger vorbereitungsintensiven Zeiten eine angemessene **Vor- und Nachbereitungszeit von ebenfalls 21 Zeitstunden**. Für die **Fahrt- und Wegezeiten** ist ein mittlerer Wert von **sechs Stunden pro Woche** vorgesehen. Sollte dieser Wert permanent überschritten werden, ist die Terminstundenzeit entsprechend zu reduzieren. Insgesamt ergibt sich aus der Addition von Terminstunden, Schreibisch-Zeiten (jeweils 21 Stunden) und maximaler Fahrtzeit (sechs Stunden) eine **durchschnittliche Gesamtarbeitszeit** für eine volle Stelle im Pfarrdienst von insgesamt **48 Stunden pro Woche im Jahresmittel**.

Das bedeutet keine Einschränkung der seelsorglichen Ansprech-/ Erreichbarkeit: Pfarrerinnen und Pfarrer müssen ihre Erreichbarkeit sicherstellen – entweder persönlich oder durch eine Vertretungsregelung. ■ ■ ■





Dieses einfache und sehr praktikable Modell erhielt im Wesentlichen aus zwei Gründen den Vorzug vor anderen Berechnungsmodellen, die anderenorts bereits angewendet werden¹ und zur Berechnung der Gesamtarbeitszeit unterschiedliche spezifische Vorbereitungszeiten für einzelne pfarramtliche Tätigkeiten vorsehen (z.B. Gottesdienst: 1,5 Stunden Durchführung – 8 Stunden Vorbereitung). Erstens ist in diesen Modellen die Erfassung der oft kleinteiligen und über mehrere Arbeitseinheiten sich vollziehende Vorbereitungszeit sehr aufwändig und selbst zeitintensiv. Aber nur über eine – nachträgliche – Erfassung kann überprüft werden, ob der geplante Aufgabenumfang in der jeweils vorgesehenen Arbeitszeit auch tatsächlich geleistet werden kann. Zweitens spricht gegen die Anwendung dieser Modelle die Praxiserfahrung. Der Verfasser hat im Zuge von Beratungsprozessen in der Vergangenheit häufig solche Modelle eingesetzt und durchweg die negative Erfahrung gemacht, dass es nur sehr schwer war, sich mit Pfarrteams auf durchschnittliche Vorbereitungszeiten für bestimmte Tätigkeiten zu verständigen (insbesondere dann, wenn es sich nicht um „Kerntätigkeiten“ handelte). Die Beratungsprozesse waren dabei häufig von Konkurrenzverhalten im Wettstreit darum geprägt, wer denn die meiste Vorbereitungszeit für sein spezifisches Aufgabenfeld benötigte. Eine Vereinheitlichung erscheint hier auch nur schwer möglich, da Kompetenzen doch sehr unterschiedlich ausgeprägt sind – abgesehen von Erscheinungen wie der persönlichen „Tagesform“. Die Erfahrung aus der Anwendung des Ter-

1 So z.B. in der Handreichung „Gut, gerne und wohlbehalten arbeiten“ der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

minstundenmodells ist dagegen eine andere: Das einfache Grundprinzip des Terminstundenmodells, dass für eine Stunde Präsenzzeit als Mittelwert eine Stunde Vor- und Nachbereitungszeit zur Verfügung steht, wird im Blick auf die typische Situation eines Gemeindepfarramtes mit einem Mix aus unterschiedlichen Tätigkeiten von Pfarrerinnen und Pfarrern weithin akzeptiert.

Software

Zusammen mit der Handreichung wird für die Durchführung eines Planungsprozesses im Laufe des Jahres eine entsprechende Software „Aufgabenplaner_EKvW“ bereitgestellt.² Mit deren Hilfe lassen sich leicht und übersichtlich die jeweiligen Aufgaben sowohl für Teams als auch für Einzelne erfassen. Dabei macht die Software keinerlei inhaltlichen Vorgaben oder definiert sogenannte „Standards“, sondern erfasst lediglich die tatsächlichen Aufgaben vor Ort mit ihrem realistischen Zeitaufwand. Um eine konzeptionelle Aufgabenkritik zu ermöglichen, werden die jeweiligen Aufgaben den „Grunddimensionen kirchlichen Handelns“³ in der EKvW zugeordnet.

Ausblick:

Das hier vorgestellte Modell zur Erstellung von Anlagen zur Dienstweisung orientiert sich in seiner Systematik an den Rahmenbedingungen einer Gemeindepfarrstelle mit einem Mix von Aufgaben mit unterschiedlicher Vor- und Nachbereitungszeit. Es ist allerdings geplant, in der

2 Diese Software wird in einer zukünftigen Version so ausgelegt sein, dass sich mit ihr auch die Aufgaben von Mitarbeitenden anderer Berufsgruppen planen lassen. Sie wird sich damit auch für die Planung der Zusammenarbeit in sogenannten „interprofessionellen Teams“ eignen.

3 Gottesdienst, Kirchenmusik und Kultur/Seelsorge und Beratung/Diakonie und gesellschaftliche Verantwortung/Mission und Ökumene/Bildung und Erziehung/Leitung und Verwaltung

Folge eine modifizierte Version für die Anwendung in Bezug auf funktionale Pfarrstellen bereitzustellen.

Fazit:

Der Pfarrberuf entzieht sich in seiner spezifisch historischen Ausprägung in Deutschland wohl einer völligen Planbarkeit und Berufsförmigkeit. Er bleibt ein corpus permixtum zwischen freier Gestaltung und verlässlichen, geordneten Strukturen wie Dienstordnungen und –anweisungen, Alimentationen und lebenslanger Treue- und Fürsorgepflicht. Allerdings ist der Verfasser davon überzeugt, dass unter den gegenwärtigen Bedingungen der Erhalt der für die Ausübung des Pfarrberufes nötigen Freiheit durch die Einrichtung einer klaren Begrenzung der Aufgaben und Tätigkeiten nachhaltig unterstützt werden kann.



Michael Westerhoff



Zeit fürs Wesentliche

Im Bereich der EKvW wurde 2014 die Handreichung „Zeit fürs Wesentliche. Perspektiven auf den Pfarrberuf in der EKvW“ vorgelegt.

Die Handreichung will einen Meinungsbildungsprozess auf allen Ebenen der rheinischen Kirche anstoßen, um sich über die zentralen Aufgaben und des Spezifischen im Pfarrberuf zu verständigen. Sie regt im Weiteren an, eine Vereinbarung über die durchschnittliche Arbeitszeit der Pfarrerinnen und Pfarrer im Einzelfall je nach beruflichen Kontext zu treffen. Fünf Zeitvereinbarungsmodelle zeigen Möglichkeiten auf, wie Verabredungen transparent getroffen werden können.

Das Terminstundenmodell in Westfalen ist dem Zeitvereinbarungsmodell B entlehnt und wurde zum zu einem handhabbaren Instrument der Personalentwicklung ausgebaut.

Willkommene Denk- und Arbeitshilfe

Das Terminstunden-Modell



Wie gelingt eine Begrenzung der Unendlichkeit? Diese Frage ging mir im Kopf herum, als ich mich beruflich veränderte: Aus einer Pfarrerin, die über zwei Jahrzehnte mit 75% in zwei Schulen das Fach Religion unterrichtet hatte, wurde eine Gemeindepfarrerin mit einer 100%-Gemeindepfarrstelle mit drei Gottesdienststellen und zwei eigenständigen Dörfern. Hatte ich zuvor einen Stundenplan und die Unterrichtsvorbereitung von acht verschiedenen Lerngruppen, dazu Konferenzen, Dienstbesprechungen und Schulgottesdienste, so drohte mir nun die Fülle der Anforderungen über den Kopf zu wachsen: Beerdigungen, Taufen, Trauungen mit den dazugehörigen Besuchen, Gottesdienstvorbereitung, Presbyterium, Dienstrunden, Kindergarten, Frauenhilfe, Konfirmandenarbeit, besondere Gottesdienste, Jugendfreizeiten, Pfarrkonferenzen, Ausschuss-Sitzungen, Vorbesprechungen, Synoden, Gebäudemanagement, Seelsorge-Gespräche, Taufunterweisung, Teilnahme am Öffentlichen und am Dorfleben ... und natürlich auch die zahlreichen Telefonate und die tägliche Zeit mit den Emails und anderen elektronischen Nachrichten: Wo war da die Begrenzung?

Wenn ich den Terminkalender füllte, blieben zuweilen nur die Nachtstunden zur Formulierung einer Predigt oder Ansprache, zur Vorbereitung von Gruppenstunden oder für Planungen und grundlegende Überlegungen. Wo war die Begrenzung in einem Arbeitsfeld, das ich als unbegrenzt erlebte? Gab die eigene Belastungsgrenze das vor? Oder die Gesundheit?

Konnte ich im Dorf mit dem Hund spazieren gehen, obwohl in der Zeit doch auch ein Besuch möglich gewesen wäre?

In dieser Umbruchzeit wurde ich von Michael Westerhoff begleitet, der damals in Villigst Personalberatung machte. „42 Stunden soll ein Pfarrer, eine Pfarrerin arbeiten, das kann in einer Woche mal ein bisschen mehr, in der anderen Woche dafür mal weniger sein“, meinte er, und in meinem Kopf ratterte es gleich los: Und wenn ich am Mittwoch schon 35 Stunden habe, dann bleiben mir ja trotzdem noch alle Aufgaben?!

Ich habe das Terminstunden-Modell als eine Hilfe erlebt, heilsame Begrenzung in ein unbegrenztes Arbeitsfeld zu bekommen. Es gibt tatsächlich ein „Genug“; ein „Genug“, das mir nicht von einer angeschlagenen Gesundheit entgegentönt, sondern ein heilsames „Genug“, das im Blick hat, dass viele Kontakte ein Mehr an Vorbereitungszeit verlangen, dass ein Presbyteriumsvorsitz übers Jahr einen gewichtigen Stundenmehraufwand bedeutet, dass ich zwar mancherlei Gaben habe, aber mit einer begrenzten Arbeitsstundenzahl nicht in jedem Jahr alle Aufgabenbereiche abdecken kann. Das Terminstunden-Modell kann dazu dienen, einem Presbyterium aufzuzeigen: Mehr wäre schön, aber mehr geht nicht. Also was lassen wir bleiben, wenn wir etwas Neues beginnen?

Das Terminstunden-Modell zeigt auf: Neben der Dienstzeit eines Pfarrers und einer Pfarrerin gibt es auch einen wichtigen Bereich der freien Zeit, eine Zeit der Rekreation, eine Zeit des Hundespaziergangs, eine Zeit des Lesens und des Quat-

Wo war die Begrenzung in einem Arbeitsfeld, das ich als unbegrenzt erlebte?

Gab die eigene Belastungsgrenze das vor? Oder die Gesundheit?

schens mit guten Freunden ... Wenn ich über Wochen hin im Schnitt auf 21-22 Terminstunden komme, dann ist es genug, dann habe ich die 100%-Pfarrstelle abgedeckt. Diese Gewissheit kann mir das Terminstunden-Modell geben. Und dann kann ich in aller Selbstverständlichkeit zur besten Arbeitszeit in unserem Garten Unkraut zupfen.

Allerdings: Solange dieses Modell im Kirchenkreis noch nicht umgesetzt ist, solange das Presbyterium noch von grenzenloser Zeit der Pfarrstelleninhaber/innen ausgeht, solange ich sogar vor mir selbst noch unter einem Rechtfertigungsdruck stehe, so lange bleibt es ein Modell: gut, aber noch nicht umgesetzt; erstrebenswert, aber noch unerreicht.



Christine Liedtke

aus AmD und gmd

Veranstaltungen



GENUSSVOLL GLAUBEN biblisches Whisky Tasting

■ Genussvoll glauben Bibel-Whisky-Tasting

Das Wort Whisky bedeutet „Wasser des Lebens“ und wurde vermutlich zuerst von Mönchen in Schottland destilliert. Heute steht es in besonderer Weise für Genuss – in unendlichen Varianten.

Genauso ist Genuss ein zentraler Punkt des christlichen Glaubens. Zur Arbeit gehört die Ruhe, zum Gottesdienst Brot und Wein, zu dem, was wir sicher über den Himmel sagen können, die Tischgemeinschaft. Auch die Bibel kann man genießen. Wir wollen beides – Whisky und Bibel – zusammenbringen und bieten dazu eine Arbeitshilfe an. Ein Angebot, mit dem Gemeinden einen Abend gestalten können: Vier Whiskys, drei kulinarische Leckereien und vier biblische Impulse.

Die Arbeitshilfe „genussvoll glauben“ wird im Laufe des Frühjahrs gedruckt und kann dann bei uns bestellt werden.

Präsentation: Freitag, 23. Februar 2018, 18-20.30 Uhr, Haus Landeskirchlicher Dienste, Dortmund.
Informationen: Kuno Klinkenberg und Stephan Zeipelt,
kuno.klinkenberg@amd-westfalen.de
stephan.zeipelt@amd-westfalen.de



■ Einkehrtage im Kloster Bursfelde

Die Einkehrtage im Kloster Bursfelde sind ein Angebot des AmD und richten sich vornehmlich an Menschen, die aktiv in der Kirche mitarbeiten und sich neben Beruf, Familie, Freunden und kirchlichem Engagement auf die geistliche Quelle besinnen möchten.

Durchatmen bei Gott, zur Ruhe kommen und auftanken ist das Ziel. Die Zeit von Pfingstmontag bis zum darauffolgenden Freitag ist strukturiert mit Tagzeitengebeten, Bibelarbeiten und Besinnungszeiten. Eine Schweigezeit gehört genauso dazu wie kreative Angebote und ein Gottesdienst.

Das evangelische Tagungshaus Kloster Bursfelde ist mit seiner einmaligen Atmosphäre und seiner ruhigen Lage direkt an der Weser auf halbem Weg zwischen Hannoversch-Münden und Bad Karlshafen hervorragend dazu geeignet.

Zeit und Ort: Pfingstmontag, 21. Mai, 16.30 Uhr bis Freitag, 25. Mai 2018, 11.30 Uhr, Kloster Bursfelde, Hannoversch-Münden
Teilnahmebeitrag: 214,- €
(EZ-ZUSCHLAG: 44,- €)
Informationen: Irma Hildebrand,
0231/54 09 62 – irma.hildebrand@amd-westfalen.de

■ Stufen des Lebens

„Stufen des Lebens“ will

- Menschen erreichen, für die die Schwelle zum Glauben und zur Gemeinde zu hoch geworden ist,
- Glaubens- und Lebenshilfe anbieten,
- die Grundlagen der biblischen Botschaft bekannt und transparent machen,
- durch dialogisches und anschauliches Arbeiten mit „Bodenbildern“ zum Gespräch und zur persönlichen Auseinandersetzung ermutigen.

„Stufen des Lebens“ wird in der Gemeinde in Kursen (zu je vier Einheiten) angeboten. In Kursleiter-tagungen wird das Kursgeschehen erlebt. So wird die entsprechende Kursmappe erworben und damit die Berechtigung, einen Kurs durchzuführen.

Genauere Informationen unter www.stufendeslebens.de.

Informationen EKvW:

Kuno Klinkenberg
(kuno.klinkenberg@amd-westfalen.de)

Informationen EKIR:

Christoph Nötzel
(christoph.noetzel@ekir.de)



Werkstatt Bibel

■ Werkstatt Bibel mobil

Die Werkstatt Bibel mobil bietet Gemeinden vor Ort die Möglichkeit, sich intensiv und auf vielfältige Weise der Bibel zu nähern. An insgesamt sieben Stationen können eigene Entdeckungen zu Inhalt und Geschichte der Heiligen Schrift gemacht werden. Zum Beispiel vermittelt die Werkstatt Bibel mobil Basiswissen, zeigt kreativ die Überlieferungsgeschichte der Bibel und lädt ein, in aktuellen Bibelausgaben für jede Altersgruppe und in vielen verschiedenen Sprachen zu stöbern. Gemeinden haben die Chance, mit Gemeindegruppen sowie Schulen und anderen Einrichtungen vor Ort über die Bibel ins Gespräch zu kommen. Es sollte mindestens ein Woche Zeit für die Ausstellung eingeplant werden.

Wir bieten einen großen Fundus an Materialien und auch didaktischen Entwürfen. Aber erst die Mitarbeitenden vor Ort machen die Ausstellung lebendig. Planen Sie darum eine Vorbereitung mit einem Team von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein. Bei der Programmplanung helfen wir im Vorfeld gerne. Die Werkstatt Bibel mobil wird in einem Anhänger aufbewahrt. Als Gemeinde tragen Sie nur die Transportkosten von und nach Dortmund. Um eine Spende wird gebeten.

Information: Stephan Zeipelt, stephan.zeipelt@amd-westfalen.de

MISSIONALE

2018
... weil
es weiter
geht

Samstag, 24. Februar 2018
von 13.30 bis 19.00 Uhr

KoelnMesse, Halle 11
Congress-Centrum Ost
Eintritt frei

Ermutigung zu
missionarischer
Gemeindearbeit



Veröffentlichungen



■ Aus der Praxis – für die Praxis

Unter dem Titel „Aus der Praxis – für die Praxis“ erscheint diese Arbeitshilfe jährlich. Seit 2012 wird sie gemeinsam vom AmD und gmd herausgegeben, in der Regel zu Jahresbeginn.

Jedes Heft liefert eine Fülle von Materialien und Texten zu einem aktuellen Schwerpunktthema.

■ Folgende Hefte können noch bestellt und käuflich erworben werden:
2017 „Gemeinde. Neu. Formen.“,
Preis: 5 €

2016 „fromm und frei“, Preis: 5 €

2015 „gotteswort – Reformation. Bild. Bibel.“, Preis: 5 €

2014 „Es ist mir eine Ehre. Engagiert in der evangelischen Kirche.“,
Preis: 5 €

2013 „HALTUNG. Der Ton macht die Musik“, *kostenlos*

2012 „Einfach bei Christus – einfach bei den Menschen“, *kostenlos*

2011 „Kirche gestalten“, *kostenlos*

2009 „Warum glauben?“ – Vier Abende auf dem Weg zur Taufe oder Tauferneuerung (nur noch als CD-ROM für 5 € plus 1,45 € Porto)

Bezug:

■ Amt für missionarische Dienste
Natalie Griffin
0231 5409-60
natalie.griffin@amd-westfalen.de

■ Fast alle Arbeitshilfen sind als Download erhältlich: (www.amd-westfalen.de/veroeffentlichungen)

2012 „Einfach bei Christus – einfach bei den Menschen“

2011 „Kirche gestalten“

2010 „Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen“ – Zugänge zur Bibel

2008 „Unerreichte erreichen“

2006 „Biblich fundiert, kommunikativ und zielklar“ – Praxisimpulse für gutes Leiten in der Gemeinde

2005 „zusammen wachsen – zusammenwachsen“

2004 „Unterwegs zu den Menschen“ – Bausteine für eine missionarische Gemeindeentwicklung

2003 „Sucht der Stadt Bestes“ – Kirche für die Stadt in der Stadt

2002 Sprachfähig werden im Glauben – Grundlagen und Übungsfelder einer gelingenden Kommunikation

2001 Markenzeichen Gastfreundschaft – Grundlagen und Bausteine einer wertschätzenden Kultur der Gemeinde

2000 „Gottes Lust am Menschen“ – Kongress für kontextuelle Evangelisation 20.–23. September 1999 – Eine Dokumentation

1999 Zeitenwende – Zeitenende

Danke!

Zum Entstehen dieser Arbeitshilfe haben beigetragen:

Herausgeber und Redaktionsteam

Andreas Hahn, Pfarrer, Sekten- und Weltanschauungsfragen im Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen, Dortmund

Kuno Klinkenborg, Pfarrer für missionarischen Gemeindeaufbau im Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen, Dortmund

Ernst-Eduard Lambeck, Pfarrer für Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung im Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen, Dortmund

Ingo Nesperke, Pfarrer, Leiter des Amtes für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen

Christoph Nötzel, Landespfarrer, Arbeitsbereich Missionale Kirche, stellv. Leiter des Zentrum Gemeinde und Kirchenentwicklung der Evangelischen Kirche im Rheinland, Wuppertal

Stephan Zeipelt, Pfarrer für bibelmissionarische und bibelpädagogische Aufgaben im Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen, Dortmund

Weitere Autorinnen und Autoren

Dr. Peter Böhle, Leiter des Instituts für Aus-, Fort- und Weiterbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen und Leiter des Gemeinsamen Pastoralkollegs, Schwerte-Villigst

Gisela von Borries-Kegel, Pfarrerin i. R., Dipl. Päd., Leiterin der Weiterbildung "Qualifikation für geistliche Begleitung" in der Evangelischen Kirche im Rheinland

Dr. Steven Croft, Bischof der Diözese Oxford, Kirche von England

Christhard Ebert, Pfarrer, EKD-Zentrum für Mission in der Region, Dortmund

Christine Liedtke, Pfarrerin in den Evangelischen Kirchengemeinden Bad Berleburg und Girkhausen

Gudrun Mawick, Pfarrerin, Dozentin im Fachbereich Gottesdienst und Kirchenmusik des IAFW, zuständig für die Aus- und Fortbildung der Prädikantinnen und Prädikanten.

Christoph Pistorius, Vize-Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland

Hans-Hermann Pompe, Pfarrer, Leiter EKD-Zentrum für Mission in der Region, Dortmund

Matthias Schlegel, Pfarrer, psychologischer Berater, Unna

Jörg Schmidt, Pfarrer, Ev. Kirchengemeinde Bensberg

Prof. Dr. Ralf Stolina, Professor für Systematische Theologie an der Universität Münster, Pfarrer am Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der EKVW, Landeskirchlicher Beauftragter für geistliche Begleitung und geistliches Leben, Schwerte-Villigst.

Prof. Dr. Michael Utsch, wissenschaftlicher Referent der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen in Berlin und Honorarprofessor an der evangelischen Hochschule Tabor in Marburg.

Dorothea Wahle-Beer, Pfarrerin, psychologische Beraterin, Hamm

Oberkirchenrätin Petra Wallmann, Personaldezernentin der Evangelischen Kirche von Westfalen

Michael Westerhoff, Referent für Personalentwicklung im Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld

Prof. Dr. Peter Wick, Professor für Neues Testament an der Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum

Prof. Dr. Peter Zimmerling, Professor für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig.